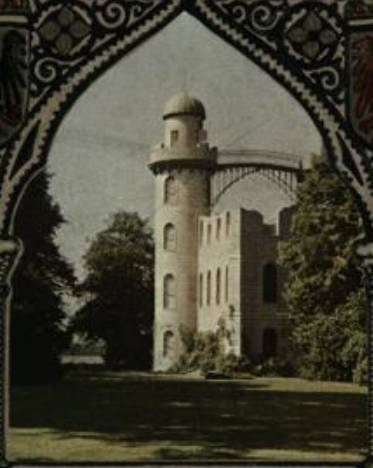
Die Mark Brandenburg

in Farbenphotographie



Herausgegeben von

Franz Goerke

Direktor der Gesellschaft Urania

Die Mark Brandenburg in Farbenphotographie

Textband

02
C
.000392

Die Mark Brandenburg

in Farbenphotographie

herausgegeben von

Professor Franz Goerke

Direktor der Urania, Institut für volkstümliche Naturkunde, Berlin

Mitarbeiter: Dr. phil. Gustav Albrecht †, Professor Bodo Ebhardt, Geh. Regierungsrat Dr. Ernst Friedel, Professor Dr. Höhnemann, Rob. Mielke, Rektor Monke, Rich. Nordhausen, Professor Dr. Voß

Mit 40 Tafelbildern auf Karton und 45 Textbildern
in natürlichen Farben nach Aufnahmen des Kunstmalers Rudolf Hacke
und des Photochemikers Julius Hollos

11.—15. Tausend

Berlin
Verlagsanstalt für Farbenphotographie
Carl Weller

Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung

Präsenzbestand
UNIVERSITÄT POTSDAM
Universitätsbibliothek
93: 16498 40 Foto
( ) – + 2203

Druck von Förster & Borries, Zwickau Sa.

Text.

Seite

Professor Franz Goerke: Einleitung 1
Dr. Gustav Albrecht: Aus der Vergangenheit der Mark 5
Otto Monke: Die Märkische Landschaft 18
Richard Nordhausen: Die Bevölkerung 33
Robert Mielke: Das Dorf 45
Professor Dr. E. Höhnemann: Die Stadt 55
Geh. Regierungsrat Ernst Friedel: Die Klöster 71
Professor Dr. Georg Voß: Kunst und Künstler in der Mark 80
Professor Bodo Ebhardt: Die Burgen und Schlösser der Mark 85

Textbilder.

Seite

Eingang zu Schloß Sanssouci 1
Straße in Belzig, im Hintergrund Burg Eisenhart 4
Torturm in Luckau 5
Schloß auf der Pfaueninsel 8
Birken in der Nähe des Werbellin-Sees . . 8
Schwedter Tor in Königsberg i. N. 9
Klosterruine Himmelpfort 12
Jagdschloß Grunewald 13
Am Müggelsee 16
Blick auf Alt-Ruppin 17
Stimmungsbild „Am Tegeler See“ 20
Motiv aus dem Berliner Tiergarten . . . 21
Klosterruine Lindow 24
Kiefern im Grunewald 25
Biesental 25
Im Spreewald 28
Kannomühle im Spreewald 29
Gamensee bei Strausberg 32
Im Schloßgarten von Buch 33
Schloß Charlottenburg 36
Brandenburg a. H., Blick auf den Dom . . 37
Jagdschloß Hubertusstock 37

Seite

Spreewälderin 40
Aus dem Schloßpark von Neu-Babelsberg . 41
Stift Heiligengrabe. Inneres der Kirche . . 44
Schloß Rheinsberg 45
Eberswalde 48
Bauernhaus in Mödlich 49
Gransee 52
Theodor-Fontane-Denkmal in Neu-Ruppin . 53
Rathaus mit Roland in Brandenburg a. H. . 56
Prenzlau. Pulverturm 57
Freienwalde a. O. 60
Bernau. Hussitentor 65
Aus Jüterbog 68
Kloster Lehnin 73
Blühender Flieder am Kloster Zehdenick . . 76
Kreuzgang am Dom zu Havelberg 81
Schloß Dolzig 84
Sonnenburg. Das Johanniterschloß 89
Schloß Schwedt an der Oder 89
Cottbus. Landgericht und Oberkirche . . . 92
Rathaus Königsberg i. N. 93
Aus Spandau 93
Schloß Dobrilugk 96

Tafelbilder.

Werbellinsee . . . . . Tafel 1
Schloß Rheinsberg . . . . . „ 2
Lychen . . . . . „ 3
Boltenmühle . . . . . „ 4
Das Königliche Schloß in Berlin . . . „ 5
Aus der Umgebung von Freienwalde . . „ 6
Der Pechsee im Grunewald . . . . . „ 7
Das Stadtschloß in Potsdam . . . . „ 8
Schloß Wiesenburg . . . . . „ 9
Sonnenuntergang „Am Tegeler See bei Valentinswerder“ . . . . . „ 10
Kloster Chorin . . . . . „ 11
Jagdschloß Königs-Wusterhausen . . . „ 12
Havelberg. Der Dom . . . . . „ 13
Mädchen aus Ziebingen (Bez. Frankfurt a. O.) „ 14
Im Fläming bei Trebbin . . . . . „ 15
Schloß Sanssouci bei Potsdam . . . „ 16
Baumblüte in Werder . . . . . „ 17
Frankfurt a. O. Abendstimmung . . . „ 18
Das große Fenster an der Havel b. Wannsee „ 19
Der Baasee bei Freienwalde a. O. . . . „ 20
Templin. Das Mühlentor . . . . . Tafel 21
Motiv aus Brandenburg mit der Klosterkirche St. Pauli . . . . . „ 22
Der Roland in Perleberg . . . . . „ 23
Stift Heiligengrabe . . . . . „ 24
An der Wallfahrtskirche in Wilsnack . . „ 25
Schloß Boitzenburg . . . . . „ 26
Marienkirche in Prenzlau . . . . . „ 27
Am Scharmützelsee . . . . . „ 28
Schloß Sonnewalde . . . . . „ 29
Stift Neuzelle . . . . . „ 30
Lagow . . . . . „ 31
Kloster Zinna . . . . . „ 32
Märkische Schweiz. Schermützelsee . . „ 33
Guben . . . . . „ 34
Pfarrkirche St. Marien in Landsberg a. W. „ 35
Zanzhammer im Zanzetal . . . . . „ 36
Stadtmauer in Friedeberg i. N. . . . . „ 37
Märkischer Wald . . . . . „ 38
Freyenstein . . . . . „ 39
Märkische Heide . . . . . „ 40

Einleitung.

Eingang zu Schloß Sanssouci.

Der Traum, welcher der Photographie seit ihrer Erfindung als das letzte und erstrebenswerteste Ziel vorgeschwebt, ist in Erfüllung gegangen — wir sind imstande, ein Bild in dem ganzen Reichtum und der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Farben auf photographischem Wege wiederzugeben. Schritt für Schritt hat sich die Farbenphotographie nunmehr auch die Reproduktionstechnik erobert und zum erstenmal ist sie in diesem Werke in den Dienst einer umfangreichen Publikation — der Schilderung der Mark Brandenburg — getreten.

Wenn das in dem gleichen Verlage erschienene Werk „Die Welt in Farben" in vortrefflicher Auswahl Typen und Landschaftsbilder aus weiten Teilen der Erde in natürlichen Farben wiedergab, so ist dieser vorliegende Band über die „Mark Brandenburg" der erste des großen Sammelwerkes „Deutschland in Farbenphotographie", das uns die Schönheit unserer deutschen Heimat im Farbenbilde zeigen soll.

Seit dem ersten Erscheinen dieses Bandes ist das Gesamtwerk kräftig gefördert, so daß bis jetzt an weiteren Bänden „Das Schwabenland", „Das Sachsenland", „Das Land der Bayern (2 Bände) und „Die Rheinlande" (2 Bände) vorliegen und weitere Bände in Vorbereitung sind.

Kunst und Wissenschaft haben sich hier die Hand gereicht, um ein Werk zu schaffen, das der Schönheit unseres deutschen Vaterlandes einen neuen Ruhmeskranz winden soll — allen anderen Völkern voran, von denen sich bis jetzt keines rühmen kann, ein solches nationales Kulturwerk sein eigen zu nennen!

Der Heimat — der Mark Brandenburg — ist dieses Werk gewidmet. Der Pflege der Heimatliebe soll es dienen, denn in ihr wurzelt ja unsere Volkskraft, unsere Liebe zum Vaterlande. Die Heimatliebe ist die natürliche Empfindung eines unverdorbenen Gemüts. In der Heimatliebe sind unsere Väter groß geworden und die Heimatliebe wird es auch jetzt sein, die uns auf die Höhen zurückführen hilft, von denen wir so jäh herabgestürzt sind.

Unser altes, reines Naturempfinden, unsere Freude an wahrer, reiner Kunst müssen wieder aufleben, sie müssen dazu beitragen, uns nach diesen furchtbaren Schicksalsschlägen das Leben in Deutschland wieder lebenswert zu machen, wir müssen uns nicht nur eine neue räumliche, sondern auch eine geistige Heimat wieder aufbauen.

Man kann uns alles nehmen und man hat uns alles genommen — Macht — Ehre — Ansehen, aber die Liebe zu unserer Heimat, die Freude an ihrer Schönheit, die Freude am Wandern, das sind unvergängliche, unzerstörbare Güter, die man selbst einem arm gewordenen Volke nicht nehmen kann.

Erneuern und wieder aufrichten können wir unser Vaterland nur, wenn wir wissen, was wir an unserer Heimat haben, aber ehe man von einem Volke verlangt, daß es seine Heimat pflege, muß man es auch erziehen, dieselbe lieben zu lernen und von Heimatland und Heimatliebe will auch dieses Werk künden. Heimatliebe will es predigen, um Heimatschutz zu fordern, denn „von dem liebevollen Erfassen der Heimat und ihrer geschichtlichen Güter, Kunstdenkmäler und landschaftlicher Schönheit bis zum Heimatschutz ist nur ein Schritt". Gerade jetzt drohen infolge dieses unglückseligen Friedensvertrages unserer Heimat Gefahren, die die Landschaft in ihre tiefsten Lebensbedingungen hinein verändern und unsere Kunst- und Kulturgüter auf das Schwerste gefährden werden und darum heißt es jetzt doppelt, aus den Schätzen der Natur und Kunst kommenden Geschlechtern neue Werte schaffen, damit sie in ihnen die Quellen der Erneuerung und Wiederaufrichtung unseres aus tausend Wunden blutenden armen Vaterlandes finden.

Wir hören in der Mark nicht die Lawinen zu Tal donnern, keine himmelanstrebenden Bergkolosse, keine rauschenden Wildbäche versperren uns den Weg. Wir hören nicht die brandenden Wogen des Weltmeeres — die Schönheit unserer Mark ist eine andere, eine ganz eigenartige — bei uns ist alles in der Hauptsache Stimmung, Beleuchtung, Farbe.

Meilenweite Wälder, große blaue Seeflächen — das ist der Grundcharakter der märkischen Landschaft. In der harmonischen Wechselwirkung liegt ihr Zauber, der erst durch die Wiedergabe in Farbenphotographie zu seinem vollen Ausdruck kommt.

Die eigenartige Schönheit unserer engeren Heimat ist erst sehr spät entdeckt, als man anfing einzusehen, daß unsere märkische Landschaft uns Werte bot, die unsere Künstler von Jahr zu Jahr mehr begeisterten, und nicht zuletzt hat der Weltkrieg, der uns vom Auslande abschloß, dazu beigetragen, daß die Schönheiten unserer Heimat immer mehr Würdigung finden.

Die Sprache der Natur zu verstehen, ist die größte Kunst! In der Heimat können wir sie lernen.

Wieviel geheimnisvolle Poesie entströmt unseren deutschen Wäldern. Sagenhafte Zeiten erzählen von Göttern, die in diesen Wäldern lebten und hier ihre Kultstätten

hatten —, daher tragen wir Deutschen auch die Liebe zum Walde so tief in unserem Herzen, und wenn auch jene glücklichen, behaglichen Stunden, die unsere Väter auf dem schattigen Plätzchen vor der Haustür unter duftenden Linden und weitästigen Eichen verlebten, die, nach alter Sitte von dem Hausherrn gepflanzt, ihre besondere Bedeutung für Haus und Familie hatten —, wenn diese Zeiten auch der Vergangenheit angehören, wenn wir dieser stillbeschaulichen Vergangenheit kaum noch das richtige Verständnis entgegenbringen, so ist bei uns doch die Liebe zu unseren Wäldern die gleiche geblieben, ja, sie ist sogar im Wachsen begriffen, wo jetzt so manchem unserer herrlichsten Waldbestände das Schicksal der Vernichtung droht.

Neben den Wäldern sind es die großen blauen Seeflächen, die wir kaum irgendwo anders in unserem Vaterlande in dieser Ausdehnung und Mannigfaltigkeit finden, es sind die stillen Waldseen, die schilfigen Weiher in ihrer jungfräulichen Einsamkeit, in allen ihren Stimmungen und Beleuchtungen, die unserer märkischen Landschaft den Grundton geben — es ist die unendliche Stille und zugleich der große herzstillende Friede der Mutter Natur, es ist die Freude an den Wundern der Schöpfung, die uns hier umfängt, eine Freude, die nicht das Gut des Einzelnen, nicht das Gut einer besonderen bevorzugten Klasse ist, sondern von der jeder Besitz ergreifen kann, der der Heimat mit offenen Augen und offenem Herzen entgegentritt.

Das sind die landschaftlichen Werte der Mark.

So sah sie schon vor Jahrhunderten aus — unsere Mark mit ihrer stolzen Vergangenheit, die viel von Not und schwerer Arbeit erzählen kann, deren Geschichte aber auch reich an teuer erkämpften Ruhmesblättern ist.

Aus diesem Boden wuchs der Einfluß auf die geschichtliche und kulturgeschichtliche Entwickelung unseres Vaterlandes heraus.

Wie vor Jahrhunderten sitzt auf der heimischen Scholle neben dem Bauer der Edelmann, ein starkes Geschlecht, „Deutschlands Schild und Schwert". Im Zwange der Verhältnisse baute sich der Edelmann einst hier seine Burgen, aus denen sich dann später Schloßbauten entwickelten. Neben den Schlössern waren es die Klöster, die nach dem Untergang des Wendentums in der Mark entstanden, und wenn sie auch als solche dahin sind, so ist das Werk ihrer Begründer, dieser großen Kulturträger, die dem Christentum die erste Stätte bereiteten und deren Baudenkmäler als Ruinen heute noch ein schönheitsfreudiges Auge entzücken, unvergänglich. Die Ruinen sind nur Denksteine, was aber die Mönche einst geschaffen, das waren ebenfalls die Fundamente, auf denen sich der preußische Staat weiter aufbaute.

Durch die alten märkischen Städte werden wir wandern.

Mit ihren malerischen stimmungsvollen Winkeln, ihren gemütlichen Ecken, die von lieben alten Zeiten und treu bewahrter Bürgersitte Zeugnis ablegen, reden sie in einer eindringlichen Sprache zu uns. In diesen Städten mit ihren wehrhaften Mauern, ihren Domen und Kirchen, ihren Toren und Türmen in edelstem Backsteinbau, mit ihren feinen architektonischen Motiven, mit ihrem ganzen Reiz kleinbürgerlicher Poesie erwachen vor uns versunkene Jahrhunderte und wir fühlen, daß die Heimat dem Bürger jener Zeiten doch etwas ganz anderes gewesen sein muß, als dem modernen Menschen im Zeitalter der

Straße in Belzig, im Hintergrund Burg Eisenhart.

Eisenbahn, der Flugzeuge und des Automobils. Diese Städte spiegeln den Charakter der Bewohner wieder, die einst hier gelebt, den markigen, kernigen Volksstamm mit seiner Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit, der in Sparsamkeit und Mäßigkeit auf diesem dürftigen Boden die Saat aussäte, welche die Nachkommen jetzt ernten.

Durch das alte Stadttor wandern wir auf das Land. Weit schweift der Blick über die grünen Wiesen, die goldenen Saaten. Die Wurzeln unserer Kraft liegen ja auf dem Boden des Landes.

Wir wandern zu den Dörfern mit ihren dicken moosüberwachsenen Strohdächern, auf denen die Störche nisten, mit ihren lindenumstandenen Dorfteichen, mit ihrer Einsamkeit, die sich so gern an sonnigen Sommernachmittagen über sie ausbreitet — auch das flache Land und diese Dörfer haben ihre ganz eigenartige stille Poesie, ihre besonderen künstlerischen Werte, die von Malern so hochgeschätzt werden, und die deshalb auch der Farbenphotographie dankbare Objekte bieten.

Dieses Buch der Heimat soll die geschichtlichen Güter mit ihrem historischen Glanz, um die die Sage verklärend ihre Fäden spinnt, es soll uns die Kunstdenkmäler, die landschaftlichen Schönheiten unserer Mark erschließen.

Aus der Fülle bringen wir nur Merksteine — Merksteine der Geschichte, der Kultur und des Charakters unserer Heimat.

Berlin, Oktober 1920.

Franz Goerke

Aus der Vergangenheit der Mark.

Von Dr. Gustav Albrecht.

Torturm in Luckau

Durchstreift man das märkische Land mit kundigem Blick, so findet man allerorten Spuren und Erinnerungen aus der Vergangenheit der Mark. Im Sande der Kiefernheide und im Sumpfboden des Luches liegen die Überreste einer weitentlegenen Vorzeit wohl eingebettet, bis der Spaten des Forschers sie ans Licht des Tages heraushebt. Rundlinge, Burgwälle und alte Flurbezeichnungen erinnern an die Zeiten, als die Slawen die Mark bewohnten, und Ruinen von Wartürmen, Granitkirchen und Klöster erzählen von den Taten der Vorfahren, die mit Schwert und Pflug deutsche Kultur und christliche Sitte in das Wendenland brachten. Anspruchslose Dörfer mit binsengedeckten Bauernhäusern und Katen, alte Städte, von verwitterten Steinmauern umzogen, stattliche Patrizierhäuser mit Giebel und Hausmarke und wehrhafte Schloßbauten mit Bergfried und Wallgraben sind Zeugen der folgenden Zeiten, in denen die Mark Nutzen aus den Segnungen deutscher Kultur zog und wo in dem nun bevölkerten Landstrich zwischen Elbe und Oder in mühevoller, Jahrhunderte langer Arbeit eine deutsche Grenzwarte gegen den Ansturm des Slawentums geschaffen wurde.

Und dann die zahlreichen Schlachtfelder auf öder Heide, an Flußübergängen und am Rande der Brücher, die wüsten Dorfstellen und die Ruinen von Kirchen und Kapellen, von Burgen und Schlössern — Erinnerungen sind's an die Zeiten der Kämpfe und Drangsale, des Elends und der Not, an die Zeiten, in denen die Märker zeigen mußten, daß sie ein wehrhafter, kerniger Volksstamm waren, in denen das märkische Kolonialgebiet ausgebaut und gefestigt, in denen es in ein Staatswesen umgewandelt wurde, das bestimmt

war, die Geburtsstätte des brandenburgisch-preußischen Staates zu werden. Urbar gemachte Sumpfstrecken, Fluß- und Kanalbauten, Parks und Gartenanlagen, blühende Dörfer und Kolonien, gewerbtätige Städte rufen die Erinnerung an das landesväterliche Wirken und Schaffen der brandenburgischen Herrscher wach, und die über die ganze Mark in Schlössern und Herrenhäusern, in Stadt- und Dorfkirchen zerstreuten Bildnisse, Denkmäler und Grabstätten brandenburgischer Männer und Frauen erinnern an die Söhne und Töchter der Mark, die ihren Fürsten treue Helfer waren und dazu beigetragen haben, daß das Brandenburger Land eine Pflegstätte wirtschaftlichen und industriellen Lebens, eine Heimstätte für Wissenschaft und Kunst und eine Pflanzstätte für Heimatliebe und für Treue zu Kaiser und Reich wurde.

Wohin Du auch kommen magst in der märkischen Heimat auf Wanderungen und Streifzügen — überall treten Dir Erinnerungen und Gestalten aus der Vergangenheit der Mark greifbar entgegen und erzählen Dir, lebendig und wahrheitsgetreu, von den Taten der Vorfahren, von ihrem Wirken und Schaffen, von ihrem Glück und Wohlergehen, von ihrem Elend und ihrer Not. Aus Geschichtswerken und zeitgenössischen Aufzeichnungen kannst Du genaue Kunde von den Geschehnissen in der märkischen Vergangenheit erhalten, aber das rechte Verständnis über die Ursachen und die Bedeutung so mancher Ereignisse erlangst Du erst, wenn Du hinauswanderst und die Stätten aufsuchst, wo diese Begebenheiten sich abgespielt haben.

In den vorliegenden Blättern soll in Bild und Wort geschildert werden, was die Mark Brandenburg an landschaftlichen Reizen aufzuweisen hat, welch ein Menschenschlag sie bewohnt, wie das Leben und Treiben in Dorf und Stadt, in Wald und Flur, in Luch und Heide sich gestaltet und wie groß ihr Reichtum an historischen Stätten, an Bau- und Kunstdenkmälern und an gewerblichen und industriellen Anlagen ist. Anregen sollen diese Schilderungen zu fröhlichem Wandern, zu eigenem Schauen und Betrachten und zu liebevollem Versenken in den Zauber der märkischen Heimat.

Was unsere Mark heute ist, das ist sie durch das Streben und Schaffen früherer Geschlechter geworden, das ist das Ergebnis ihrer geschichtlichen Entwicklung. Wer also die heutigen Zustände in der Mark richtig verstehen und würdigen will, der muß Kenntnis von der Entwicklung des Landes und von den Geschicken seiner früheren Bewohner haben. Hiervon soll in den folgenden Zeilen ein kurzer Überblick gegeben werden.

* * *

Undurchdringliches Dunkel liegt über der Vorzeit des märkischen Landes ausgebreitet — düster und undurchdringlich wie die unwegsamen Urwälder und die weiten Wasserflächen, die damals unsere Heimat bedeckten. Nur hin und wieder blitzen vereinzelte Lichtfunken aus dieser Dunkelheit auf, wenn uns durch vorgeschichtliche Fundstücke spärliche Kunde wird von den Lebensgewohnheiten und den Beschäftigungen früherer Bewohner der Mark. Viele Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung — das hat die vorgeschichtliche Forschung durch Untersuchung und Vergleichung der Funde festgestellt — haben bereits Menschen auf dem Boden der heutigen Mark Brandenburg gelebt und ihren Unterhalt

aus den Erträgen der Wälder und Seen, der Jagd und des Fischfangs gewonnen. Ihre Waffen und Gerätschaften fertigten sie aus Holz und Stein und aus den Knochen der erlegten Tiere, ihre Behausungen bestanden in Erdhöhlen und in einfachen Hütten, die aus Baumästen errichtet und mit Fellen bedeckt waren, und ihre Toten setzten sie in umfangreichen, aus gewaltigen Feldsteinen erbauten Grabkammern bei. Aus den einfachen Verhältnissen, in denen die Märker der Steinzeit lebten, entwickelten sich im Laufe der Zeit durch Berührungen mit den umwohnenden Volksstämmen, durch Kriegs- und Wanderzüge, durch Tausch- und Handelsverkehr bessere Kulturverhältnisse, und nach dem Bekanntwerden der Metalle, die von Süden her eingeführt wurden, sind in den Sitten und Gewohnheiten der damaligen Bewohner der Mark bereits so große Veränderungen vorgegangen, daß man von einem höheren Kulturleben sprechen kann. Schon gegen Ende der jüngeren Steinzeit (um 2000 vor Christi Geburt), in noch höherem Maße aber in der Bronzezeit (etwa 1600 bis 500 vor Christo) macht sich ein starker Hang zur Seßhaftigkeit und zum Ackerbau und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit bemerkbar — Funde von Überresten fester Holzhäuser, von gemeinsamen Wohnstätten als Dorfanlage und von Getreidekörnern und Früchten in Gräbern lassen das erkennen —, außerdem sind deutliche Anzeichen von gesteigertem Handels- und Tauschverkehr mit näher und entfernter wohnenden Völkerschaften nachweisbar. Ferner steigert sich in der Bronzezeit das künstlerische Empfinden und der Sinn für Formenschönheit, denn neben schön gearbeiteten und kunstvoll verzierten Waffen, Werkzeugen und Gefäßen finden sich zahlreiche Schmuckgegenstände in den Grabstätten aus dieser Zeit, und schließlich ist bei den damaligen Bewohnern ein reges Kultleben ausgebildet, das in einer pietätvollen Bestattung der Toten unter Beifügung reicher Beigaben und in dem Glauben an ein Fortleben nach dem Tode seinen Ausdruck findet. Die Träger dieser Kultur der märkischen Bronzezeit sind, wie die vorgeschichtliche Forschung festgestellt hat, Germanen gewesen, Angehörige des westgermanischen Volksstammes, die von Nordwesten her in dies Gebiet eingewandert waren.

Germanische Volksstämme haben auch in den folgenden Zeiten die Gegenden zwischen Elbe, Oder und Ostsee bewohnt, sowohl während der letzten Hälfte des ersten Jahrtausends vor Christi Geburt, als das Eisen von Süden her eingeführt wurde und italische und keltische Kultureinflüsse sich geltend machten, als auch in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, als die germanische Kultur unter dem Einfluß der römischen stand und von Süden her wertvolle Waffen, Gefäße und Schmucksachen durch italische Händler eingeführt wurden. Wie bei den anderen Germanen wurde auch bei den germanischen Bewohnern der Mark die Sehnsucht nach den Schätzen und den blühenden Gefilden des Südens geweckt, und als im vierten Jahrhundert nach Christo jene gewaltige Völkerbewegung einsetzte, die dem Römerreich ein Ende bereitete, da haben auch die germanischen Bewohner der Mark ihre langjährige Siedlungen zwischen Elbe, Oder und Weichsel verlassen und sind gen Süden gezogen.

In die verlassenen Gebiete drangen seit der Mitte des fünften Jahrhunderts von Osten her slawische Volksstämme ein, die nach und nach die hier und dort vorhandenen Überreste der germanischen Bevölkerung unterwarfen, die verödeten Siedlungen in Besitz

Schloß auf der Pfaueninsel.

nahmen und sich zu Herren des gesamten Landes zwischen Weichsel und Weser, zwischen Ostsee und Elbgebirge machten. Aus dieser Zeit der slawischen Besiedlung der Mark, die etwa sechshundert Jahre währte, besitzen wir die ersten geschichtlichen Überlieferungen in Urkunden und in zeitgenössischen Aufzeichnungen deutscher Geschichtsschreiber; mit dem neunten Jahrhundert nach Christo beginnt die geschichtliche Kunde von der Vergangenheit der Mark Brandenburg.

Die eingewanderten Slawen haben anfangs ihr früheres Nomadenleben fortgeführt und sind langsam nach Westen gezogen, bis ihnen durch die am Wesergebirge und im Thüringer Wald angesiedelten germanischen Stämme Halt geboten wurde. Dann sind sie in dem norddeutschen Tieflande, dessen Charakter vielfach an ihre östliche Heimat erinnerte, seßhaft geworden, und als die erste Kunde von ihnen zu uns dringt, da hausen sie bereits in Dörfern beisammen, treiben Ackerbau, Viehzucht und Fischfang, zahlen Abgaben an ihre Fürsten und Priester und stehen in mannigfachen Handelsbeziehungen zu den deutschen Volksstämmen im Westen, zu den slawischen im Osten und zu den italischen und byzantinischen im Süden und Südosten. Die Kultur der Wenden, wie die Slawen der norddeutschen Tiefebene von den Deutschen meist genannt werden, ist keine barbarische wie die der Slawen des Ostens,

Birken in der Nähe des Werbellin-Sees.

Schwedter Tor in Königsberg.

sie ist vielmehr ziemlich entwickelt, und die von ihnen erhaltenen Überreste, wie Waffen aus Eisen und Bronze, Werkzeuge aus Metall, Knochen und Ton, Schmucksachen aus edlem Metall, Eisen und Knochen, Gefäße mit mannigfacher Verzierung, Teile von Gewebstoffen und anderes mehr, lassen erkennen, daß die Wenden in der Technik der Metallbereitung, in der Töpferei, in der Kunst des Webens und Flechtens und in anderen Handfertigkeiten wohl bewandert waren. Die Verwaltung der einzelnen Wendengaue, die Einteilung des Landes in Tempelbezirke zur Durchführung einer geordneten Übersicht bei Zusammenkünften und Kriegszügen und zum Zwecke der Abgabenerhebung und ähnliche Einrichtungen, ferner die kulturellen Gebräuche und die uns bekannten Sitten und Lebensgewohnheiten der Wenden deuten darauf hin, daß sie ein ausgeprägtes Kulturleben besaßen.

Durch ihre Handelsbeziehungen standen die Wenden, wie erwähnt, mit den deutschen Stämmen des Westens in Verbindung, und diese langjährigen Beziehungen ließen schließlich in den längs der Saale und Elbe wohnenden Slawen den Wunsch rege werden, durch Eroberungszüge schneller und in größerer Menge zu erlangen, was sie durch Tausch oder Handel nur in beschränktem Maße erhielten. Schon **Karl der Große** und seine Nachfolger mußten gegen Ende des neunten Jahrhunderts slawische Einfälle in das deutsche Gebiet mit bewaffneter Hand zurückweisen und in noch höherem Grade mußten dies im zehnten Jahrhundert die sächsischen Kaiser tun, die sogar, wie **Heinrich I.** und **Otto I.**, zum Schutze der Grenzen ihres Reichs mehrmals Heereszüge in das benachbarte Wendenland unternahmen. Einzelne Erfolge bei diesen Feldzügen brachten die Deutschen auf den Gedanken, das einst den Germanen gehörige ostelbische Gebiet zurückzuerobern, und seit jener Zeit beginnen die Versuche der deutschen Fürsten, das Wendenland der deutschen Herrschaft zu unterwerfen. Die Kriegszüge der Grafen Gero und Hermann Billung hatten bereits den Erfolg, daß einzelne Teile des slawischen Gebiets militärisch besetzt und dort Stützpunkte für die Germanisierung des Wendenlandes und für die Ausbreitung des Christentums gegründet werden konnten. Doch die Wenden leisteten hartnäckigen Widerstand und warfen durch Empörungen die deutsche Herrschaft von Zeit zu Zeit wieder ab, und erst zwei Jahrhunderte später war es den **Askaniern** beschieden, das angefangene Werk energisch fortzuführen und das ostelbische Gebiet dem Deutschtum zurückzugewinnen.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts wurde der Graf von Ballenstedt, **Albert der Bär**, der schon vorher im Interesse seines Hauses siegreich gegen die Slawen gekämpft hatte, vom Kaiser Lothar mit der Nordmark, der deutschen Grenzmark gegen die slawischen Nachbarn, belehnt (1134) und mit der Aufgabe der Rückeroberung des Wendenlandes

betraut. Er begann diese nach einem wohlüberlegten Plane und hatte den Erfolg, in einem Zeitraum von etwa dreißig Jahren die von Wenden bewohnten Landstriche längs der Havel und Dosse bis zur Nuthe und Spree hin seiner Herrschaft zu unterwerfen. Durch Anlage von befestigten Plätzen und deutschen Kolonien und durch Ansiedlung von adligen Burgmannen und deutschen Bauern gewann er das eroberte Gebiet nach und nach dem Deutschtum zurück, und seine Nachfolger folgten seinem Beispiel, indem sie teils durch Kriegszüge, teils durch friedliche Verhandlungen, durch Tausch und Verträge ihr Machtgebiet bis zur Oder und Warthe ausdehnten. Gegen Ende der Regierung der Brüder Johann I. und Otto III. (1266) waren die Hauptgebiete des märkischen Landes im Besitze der Askanier, und unter den folgenden Markgrafen, Otto IV. und Waldemar, wurden die Gebietserweiterungen nach Osten, Süden und Nordosten ausgedehnt, die Besiedlung und Kultivierung der neuerworbenen Landstriche energisch fortgeführt und die Verwaltung des gesamten ostelbischen Kolonialgebiets militärisch geregelt. In dieser Zeit, im Verlaufe des dreizehnten Jahrhunderts, wurden außer zahlreichen deutschen Dörfern die meisten märkischen Städte, unter ihnen Berlin-Kölln, Oderberg, Frankfurt und Landsberg, angelegt und mit wichtigen Gerechtsamen begabt, eine Anzahl Klöster, wie Lehnin, Chorin, Gramzow, Heiligengrabe und Himmelpfort, gegründet und verschiedene wichtige Verkehrswege und Handelsstraßen ausgebaut. Durch machtvolles Auftreten und mit der Schärfe des Schwertes hatten die Askanierfürsten die Grenzen ihres Gebietes gesichert, und unter der Herrschaft des Markgrafen Waldemar konnte die Mark Brandenburg als feste Grenzwacht des Deutschen Reiches gegen das Slawentum gelten.

Nach dem Aussterben der Askanier (1319) brach eine für das märkische Land verhängnisvolle Zeit an, da die Markgrafen aus den Häusern Wittelsbach und Luxemburg landfremde Fürsten waren, sich nur zeitweilig in der Mark aufhielten und vor allem eine völlig andere Politik als die tatkräftigen Herrscher aus dem Hause Ballenstedt verfolgten. Fast ein Jahrhundert lang durchtobten Kriegszüge und Parteikämpfe das Brandenburger Land, die straffe Ordnung und die militärische Verfassung im kolonialen Grenzgebiete wurde gelockert und Raub und Zuchtlosigkeit nahmen überhand. So manche Kulturerrungenschaften, die Land und Volk dem Wirken der Askanier verdankten, gingen damals verloren, und viel aufblühendes Leben wurde vernichtet. Durch Verpfändung und Verkauf einzelner Hoheitsrechte und Gerechtsame an Stände und Städte suchten die bayerischen und böhmischen Markgrafen ihre gefährdete Stellung oftmals zu sichern und zu behaupten, aber dieser Schacher führte allmählich zur Schwächung der markgräflichen Gewalt und zur völligen Lockerung der im dreizehnten Jahrhundert eingerichteten straffen Verwaltung. Eine Besserung dieser mißlichen Verhältnisse trat ein, als Kaiser Karl IV. 1373 die Verwaltung der märkischen Lande für seinen Sohn Wenzel selbst übernahm, aber nur auf kurze Zeit, denn seine Nachfolger und ihre Stellvertreter trieben es ärger, als die Fürsten aus dem bayerischen Hause. Während dieser Zeit, um die Wende des vierzehnten zum fünfzehnten Jahrhundert, gelangten der märkische Adel und die märkischen Städte durch die erkauften Gerechtsame zu hoher Machtstellung, und die Folge war, daß diese beiden Stände, unterstützt von übelgesinnten Nachbarn der Mark, sich wegen der

Alleinherrschaft im Lande beständig befehdeten, daß wieder Raub und Plünderung, Unfrieden und Zuchtlosigkeit herrschten und weite Strecken des Brandenburger Landes verwüstet wurden.

Unter solchen Umständen konnte von einer geregelten Verwaltung des Landes keine Rede sein, und wie die Ruhe und die Ordnung, so erlitt auch der Handel und der Verkehr in der Mark und infolgedessen der Wohlstand ihrer Bewohner schwere Schädigungen, und schließlich sah Kaiser Sigmund, der damals den Titel eines Markgrafen von Brandenburg führte, ein, daß es energischer Anstrengungen bedürfe, sollte das Brandenburger Land seine eigentliche Bestimmung, als Grenzmark des Reiches gegen das Slawentum und als Stützpunkt der deutschen Unternehmungen längs der Ostseeküste zu dienen, auch fernerhin erfüllen. Er ernannte deshalb seinen langjährigen Ratgeber und treuen Helfer, den Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, am 11. Juli 1411 zu einem „rechten obersten Verweser und Hauptmann" in den Marken und belehnte ihn vier Jahre später, als der Hohenzoller durch schnelle Waffenerfolge gegen den märkischen Adel geordnete Zustände im Lande geschaffen hatte, am 14. April 1415 mit der Markgrafschaft in Brandenburg, indem er zugleich ihm und seinen Erben die Kurwürde und das Erzkämmereramt mit allen dazu gehörigen Gerechtsamen übertrug.

Die Verleihung der Mark Brandenburg an die Hohenzollern ist als ein bedeutsamer Wendepunkt in der Geschichte des Landes anzusehen: unter ihrer Herrschaft wurde aus dem kolonialen Grenzgebiet, das von den Markgrafen als kaiserlichen Beamten verwaltet worden war, ein selbständiges Staatswesen geschaffen, das von erbberechtigten, unumschränkten Landesfürsten regiert und nach und nach den alten deutschen Fürstentümern gleichgestellt wurde.

Die ersten Hohenzollernfürsten blieben den Märkern noch fremd; sie faßten ihre Stellung anfangs als politische Mission zum Nutzen des Deutschen Reiches auf und suchten das alte Bollwerk gegen den Ansturm des Slawentums, gegen Pommern und Polen, neu zu befestigen. Zu diesem Zwecke mußten sie das Ansehen und die Macht des Landesherrn wieder stärken und deshalb vor allem die ständische Selbstherrlichkeit in der Mark beseitigen. So trat Kurfürst Friedrich I. den Übergriffen des Adels entgegen und warf seine Erhebung mit bewaffneter Hand nieder, so zwang Friedrich II. die selbstbewußten märkischen Städtebünde, besonders ihr Oberhaupt Berlin-Kölln, mit rascher Tat zum Gehorsam und zur Anerkennung der Hoheit des Landesherrn, während Albrecht Achilles das begonnene Werk vollendete, indem er die finanziellen und militärischen Kräfte der Stände den Zwecken des Landes dienstbar machte. Dieser Kurfürst erließ auch ein Hausgesetz, die Dispositio Achillea, wodurch die Einheit und die Unteilbarkeit der Mark Brandenburg als festes Staatswesen gesichert und ihr ein Beherrscher gegeben wurde, der ständig im Lande weilen und sich dessen Wohlfahrt mit ganzer Kraft widmen sollte.

Durch das Wirken und die Politik der ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern wurde der Grund für das spätere brandenburgische Staatswesen gelegt, und was die Ahnen begonnen hatten, setzten die Nachkommen in gleicher Weise fort. Johann Cicero, der erste Hohenzoller, der ständig in der Mark weilte, richtete sein Augenmerk vornehmlich auf

die innere Ausgestaltung des Landes und sorgte als rechter Landesvater für das Wohl seiner Untertanen, Joachim I. ließ sich die Verbesserung der Rechtspflege, die Sicherung von Verkehr und Handel und die Förderung der Wissenschaft angelegen sein, und Joachim II., unter dessen Regierung die Reformation in die Mark eingeführt wurde, sorgte durch den Bau von Festungen und die Unterhaltung einer ständigen Miliz für die Sicherheit des Landes gegen feindliche Angriffe. Andererseits wußten diese Fürsten auch aus politischen Verhältnissen Nutzen zu ziehen und den Umfang ihres Landes bei passender Gelegenheit zu erweitern.

Alle diese auf die Fürsorge für das Land und die Wohlfahrt seiner Bewohner gerichteten Bestrebungen dienten zu gleicher Zeit zur Hebung und Stärkung des landesherrlichen Ansehens, und wenn auch unter der Regierung Joachims II. die Gefahr drohte, daß durch schlechte Finanzwirtschaft und Veräußerung landesherrlicher Rechte an die Stände der im Aufblühen begriffene monarchische Staat wieder in einen ständischen Territorialstaat umgewandelt werden könnte, so wurde diese Gefahr durch die Bemühungen des Kanzlers Lamprecht Distelmeyer glücklich abgewendet, und die Entwicklung der Kurmark Brandenburg schritt auf dem angebahnten Wege weiter vorwärts.

Von großem Nutzen für die Mark war die Regierung des Kurfürsten Johann Georg. Ihm war daran gelegen, den Wohlstand des Landes durch Förderung von Landwirtschaft, Handel und Gewerbe zu heben, und mit Rücksicht hierauf unterstützte er die kleinen Grundbesitzer vielfach mit Geldmitteln, siedelte eine Anzahl der wegen ihres Glaubens vertriebenen Niederländer im Lande an und förderte die von diesen Flüchtlingen eingeführte Textilindustrie. Durch Einrichtung von Schulen und durch Bewilligung von Mitteln für die Landesuniversität in Frankfurt an der Oder, für gelehrte Forschungen und für Buchdruckereien suchte er Bildung im Lande zu verbreiten und die Wissenschaft zu heben, und es gelang ihm, durch alle diese Maßregeln friedliche und gesegnete Zustände in der Mark zu schaffen und die Märker zu der Erkenntnis zu bringen, daß nur durch gemeinsames Wirken und Schaffen von Herrscher und Untertanen etwas Ersprießliches geleistet werden kann. In gleicher Weise haben seine beiden Nachfolger Joachim Friedrich und Johann Sigismund, für das Wohl ihres Landes und ihrer Untertanen gesorgt, so daß man gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Mark als ein blühendes Land bezeichnen kann.

Klosterruine Himmelpfort.

Jagdschloß Grunewald.

Ein schweres Verhängnis für unsere Heimat war es, daß der nächste Kurfürst, Georg Wilhelm, ein schwacher und wankelmütiger Herrscher war und daß unter seiner Regierung die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges die Mark überfluteten. Da diese in der Mitte des Kriegsschauplatzes lag, wurde sie von Durchzügen und Kämpfen, von Plünderungen und Verheerungen fortgesetzt heimgesucht, und am Ende der grauenvollen Kriegszeiten war das Land zum größten Teil in eine Wüstenei verwandelt und seine Bewohner an den Bettelstab gebracht. Es dauerte lange Zeit, ehe der Große Kurfürst, der im Dezember 1640 die Regierung in Brandenburg übernahm, an die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse seines Landes denken konnte, und es bedurfte ganz erheblicher Anstrengungen und großer Zuschüsse von seiten der Regierung, ehe die Bewohner sich von den Schädigungen des dreißigjährigen Krieges erholt hatten und wieder Ackerbau und Viehzucht, Handel und Gewerbe trieben, ehe Dörfer und Städte wieder aufgebaut und besiedelt wurden, ehe geregelte Zustände und Ruhe und Sicherheit zurückkehrten. Als Ersatz für die durch Krieg und Auswanderung stark verringerte Bevölkerung zog Kurfürst Friedrich Wilhelm Bauern und Gewerbetreibende aus anderen deutschen Gauen, auch Ausländer, wie Franzosen, Niederländer, Schweizer und Italiener, ins Land und wies ihnen Land oder lohnende Beschäftigung zu. Um die alten Handelsbeziehungen der Mark mit den umliegenden Staaten wieder herzustellen, ließ er Handelsstraßen anlegen und Kanäle bauen, und zum Schutze seines Landes legte er starke Festungen an, die er mit gutausgebildeten Truppen, den Anfängen einer ständigen Militärmacht, besetzte. Es ist das Verdienst des Großen Kurfürsten, daß er die Besserung der trüben Zustände in der Mark unter den schwierigsten Verhältnissen energisch durchführte und die verzweifelten und bedrückten Untertanen aus ihrem stumpfen Dahinbrüten aufrüttelte und zu tätiger Mitarbeit ermunterte, daß er im Verlaufe seiner Regierung die verwüstete und verödete Mark in

ein blühendes und bevölkertes Land umwandelte und dadurch und durch seine weisen Verwaltungsmaßregeln das Ansehen und die Bedeutung des brandenburgischen Staates hob.

Gestützt auf die Verdienste seines Vaters konnte Kurfürst Friedrich III. es unternehmen, den kurbrandenburgischen Staat zusammen mit den Nebenländern 1701 zu dem unabhängigen Königreich Preußen zu erheben, wodurch die Mark Brandenburg, das Stammland der neuen Monarchie, zum Mittelpunkt des gesamten Staates gemacht wurde. Zwar war die Mark als Bestandteil des neuen Königreichs von nun an nur eine preußische Provinz und kein selbständiges Staatswesen mehr, aber dadurch, daß der königliche Hof in der Hauptstadt Berlin seine Residenz aufschlug und von hier aus die ganze Verwaltung geleitet wurde, blieb die Mark auch fernerhin der Mittelpunkt des neuen Staates. König Friedrich I. hat, gleich seinem Vater, die innere Ausgestaltung des Landes und die Förderung von Handel, Gewerbe und Verkehr sich angelegen sein lassen, in höherem Maße aber begünstigte er mit Rücksicht auf seine Stellung als König in Preußen die Pflege von Wissenschaft und Kunst. Seiner Anregung verdankt die Mark und vor allem die Hauptstadt Berlin eine Reihe von Bildungsanstalten und von prächtigen Bauten und Denkmälern, von Parks und Gärten und von landschaftlichen Verschönerungen.

Sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I. war allem Prunke abhold, sein Sinn war auf das Praktische gerichtet, und er führte deshalb seine Regierung mehr im Geiste des Großen Kurfürsten. Seiner Fürsorge hat die Mark in wirtschaftlicher Beziehung sehr viel zu verdanken. Er richtete sein Augenmerk vornehmlich auf den Anbau des platten Landes, er ließ brachliegende Landstrecken urbar machen und bebauen, Kanäle und Gräben zur Entwässerung von Sumpfgebieten anlegen und auf dem gewonnenen Gelände Kolonien und Wirtschaften errichten und siedelte hier und in wüsten Dörfern Einwanderer aus Böhmen und Holland, aus dem Salzburgischen und aus der Pfalz an. Außerdem milderte er die Frondienste der vielfach noch leibeigenen Bauern und suchte durch Errichtung von Volksschulen praktische Bildung im Lande zu verbreiten. Ebenso verstand er es, die wirtschaftliche Bedeutung der Städte zu heben, indem er den Anbau erleichterte, für Ordnung und Reinlichkeit sorgte und den Handelsleuten und Gewerbetreibenden neue Absatzgebiete eröffnete. Seine sozialen Maßregeln und Bemühungen, die vielfach verkannt und als hart verschrien worden sind, waren von Erfolg gekrönt: die Einkünfte aus dem wohlhabenden Brandenburger Lande betrugen am Ende seiner Regierung jährlich acht Millionen Taler, die Bevölkerung der Mark war auf 731 000 Seelen angewachsen.

Glücklich und erfolgreich in wirtschaftlicher Hinsicht war für die Mark auch die Regierungszeit König Friedrichs II. Neben dem Bestreben, den preußischen Staat zu einer Militärmacht ersten Ranges zu machen und ihn den europäischen Großmächten gleichzustellen, beseelte ihn der Wunsch, sein Volk glücklich und sein Land blühend zu sehen, und so hat er, gleich seinem Vater, für die Urbarmachung und den Anbau sumpfiger und öder Landstriche, für die Ansiedlung von Kolonisten, für die Förderung von Landwirtschaft und Viehzucht, für die Anlage von Verkehrsstraßen und für die Hebung des Volksschulwesens in der Mark Sorge getragen. Außerdem ließ er sich, seinem Charakter entsprechend, die

Pflege von Wissenschaft und Kunst in hohem Grade angelegen sein, und seinem Kunstsinn verdanken die märkischen Lande, besonders die Residenzstädte Berlin, Charlottenburg und Potsdam, eine stattliche Anzahl prächtiger Bauten und Kunstwerke und schöner Gartenanlagen und Promenadenwege. Friedrichs Bestrebungen zum Wohle seines Landes wurden durch die Kriege mit Österreich, die beträchtliche Opfer an Menschen und Geld erforderten und auch die Mark selbst schwer schädigten, zeitweise unterbrochen, doch benutzte der König die folgende Friedenszeit und namentlich die Jahre nach dem siebenjährigen Kriege zu neuen Plänen und Arbeiten für die Hebung und Kräftigung von Land und Volk. Am Ende seiner segensreichen Regierung konnte Friedrich der Große das stolze Bewußtsein mit ins Grab nehmen, daß er seinem Nachfolger in der Mark Brandenburg ein wohlhabendes Land mit geregelter Verwaltung und günstigen Finanzverhältnissen, mit blühenden Städten und Dörfern und mit einer Bevölkerung von über eine Million Seelen hinterließ.

Die Geschichte der Mark Brandenburg im achtzehnten Jahrhundert und schon gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts ist nicht nur die Geschichte dieser Landschaft allein, sie ist mit der Geschichte des preußischen Staates eng verbunden, und jene großzügigen Ideen, die damals Deutschland und Europa erfüllten, zogen auch die Mark in ihren Bann. Mit ihren Fürsten nahmen auch die Märker teil an den bedeutsamen Ereignissen, die auf der Bühne Deutschlands sich abspielten. So war es bereits im dreißigjährigen Kriege, so bei den politischen Vorgängen der friderizianischen Zeit, so ist es auch im neunzehnten Jahrhundert gewesen, als die Blitze aus dem Sturmgewölk der französischen Revolution über Europa dahinzuckten und Napoleon seinen Siegeszug durch die abendländische Welt unternahm. Dem Ansturm der französischen Legionen konnte auch der Staat Friedrichs des Großen nicht standhalten, er brach zusammen, und mit Preußen mußte auch die Mark die Drangsale der Franzosenzeit erdulden. Auf die Zeit der tiefsten Erniedrigung folgte eine Zeit der Läuterung und der Vorbereitung: die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Einführung der Städteordnung und der Gewerbefreiheit und die Regelung des Zollwesens sind Errungenschaften dieser Zeit, die auch der Mark zugute kamen. Als dann wie zur Zeit der Kreuzzüge eine gewaltige Begeisterung das preußische Volk ergreift und alles zu den Waffen eilt, um die Zwingherrschaft des korsischen Eroberers abzuwerfen, da treten auch die Märker in die Reihen der Kämpfer ein, und den Kolbenhieben der kurmärkischen Landwehr erliegen die sieggewohnten Scharen des Kaisers der Franzosen. Auf märkischem Boden werden entscheidende Schlachten der Befreiungskriege geschlagen, und noch heute erinnern Grabstätten und Siegesdenkmäler an jene ruhmreiche Zeit brandenburgischer Geschichte.

In den Befreiungskriegen wurde die Mark zum letzten Male von Kampf und Plünderung berührt, mit dem Pariser Frieden trat dann eine Zeit der Ruhe ein, die das neunzehnte Jahrhundert hindurch fortdauerte und von Fürst und Volk zum inneren Ausbau des Landes und zu seiner Kräftigung und zur Hebung des Wohlstandes benutzt wurde. Nachdem die Wunden, welche die Franzosenzeit und die darauffolgenden Kriege der Mark geschlagen hatten, verheilt waren, da setzte allerorten eine ersprießliche Entwicklung ein, langsam zwar, weil man sparen mußte, um die Kriegsschulden nach und nach

Am Müggelsee.

zu decken, aber anhaltend und durchgreifend. Das Verkehrswesen wurde durch den Bau von Landstraßen, Eisenbahnen und Kanälen verbessert, das Gesamtbild der Städte und Ortschaften und das einzelner Landstriche durch kunstvolle Bauten, durch geschmackvolle Plätze und Straßenzüge und durch Ausstattung mit allerlei Beiwerk verschönt. Im Aufblühen der Landwirtschaft machte sich der Segen der bäuerlichen Freiheit geltend, Gewerbe und Industrie hoben sich durch die Verwendung der Dampfkraft und der Elektrizität und durch die Benutzung technischer Erfindungen, die Handelsverbindungen wurden erweitert und weckten die Kräfte des märkischen Volkes zu neuer Betätigung. Das Schulwesen nahm einen ungeahnten Aufschwung und diente dazu, Wissen und Bildung in die weitesten Kreise des Volkes zu tragen. Infolge des erwachenden Geisteslebens fanden Wissenschaft und Künste überall eifrige Förderung, und ihre Träger schufen unvergängliche Werke, die immer den Stolz und die Freude eines jeden Märkers bilden werden. Gewaltig war der Umschwung, den die durch die Stein-Hardenbergschen Reformen angebahnte Bewegungsfreiheit der Untertanen auf allen Gebieten des märkischen Volksgeistes hervorrief, und nachhaltig die Wirkung, die dieser Umschwung auf den Wohlstand und das Ansehen des Brandenburger Landes ausübte.

Die Regierung Friedrich Wilhelms III. mit ihrer Sparsamkeit und ihren starren Reformen war eine Zeit der Vorbereitung, unter Friedrich Wilhelm IV., der seine Fürsorge mehr der Kunst und Wissenschaft als der praktischen Volkswirtschaft widmete, regten sich bereits einzelne Triebe des Volksgeistes, die in der Revolution von 1848 ihren Ausdruck fanden, und unter Wilhelm I. brach dann eine Epoche sozialer Entwicklung an, die unsere Mark zum Mittelpunkt des politischen, wirtschaftlichen und geistigen

Lebens machte. Als darauf durch die bedeutsamen Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 die Einigung Deutschlands geschaffen worden war und Preußens König auf den deutschen Kaiserthron erhoben wurde, da mußte die kleine Mark Brandenburg naturgemäß der Mittelpunkt des großen Deutschen Reiches werden, denn in der Reichshauptstadt Berlin liefen die Fäden der gesamten politischen Verwaltung zusammen.

Was die Väter in mühevoller Arbeit und nach harten Kämpfen errungen, das haben die Söhne in jahrzehntelanger Friedensarbeit treu verwaltet und beständig vermehrt, und bis zum Ausbruch dieses unseligsten aller Kriege war unsere Mark ein blühendes und gesegnetes Land, das in hohem Ansehen bei den deutschen Brüdern und bei anderen Nationen stand und das der Märker voll Stolz die Wiege des geeinten Deutschen Reiches nannte.

In flüchtigen Umrissen ist die Vergangenheit der Mark Brandenburg, die fast tausendjährige Entwicklung vom ostelbischen Ansiedlungsgebiet zum Herzland des neuen Deutschen Reiches, an uns vorübergezogen. Diese Umrisse sollten zeigen, wie die Mark Brandenburg wurde. In den folgenden Abschnitten werden wir sehen, was sie geworden ist und welche landschaftlichen und künstlerischen Schönheiten, welche Reize und welche Schätze sie birgt.

Blick auf Alt-Ruppin.

Die märkische Landschaft.

Von Otto Monke.

In den völkerscheidenden Marken an der Elbe wurde vor tausend Jahren der Kristallisationspunkt für die Entwicklung aller wirtschaftlichen, geistigen und nationalen Kräfte geschaffen, die das neue deutsche Reich heut zusammenfaßt. Geschlechter sind gekommen und gegangen, und unsägliche Arbeit ist geleistet worden, bis aus dem schützenden Grenzlande der Mark nach und nach das Herz und das Mark deutschen Lebens wurde. Dieser geschichtliche Vorgang findet sein Spiegelbild und teilweise auch seine Voraussetzung in den natürlichen Verhältnissen des Bodens, der wie alles, was ist und was wird, seine Entwicklungsgeschichte hat. Doch sind tausend Jahre dabei „wie der Tag, der gestern ist und wie eine Nachtwache". —

Wie auf märkischer Erde die verschiedensten Völker auf einander stießen und ihre Kräfte maßen, so haben auch die geologischen Kräfte, die in den Nachbarländern tätig waren, auf allen Seiten die politischen Grenzen überschritten, sich hier allmählich ausgeglichen und dabei die Grundformen unseres Bodens gestaltet. Dieselben tektonischen Gewalten im Innern der Erde, die im Norden den skandinavischen Gebirgsstock emporhoben, ebneten sich nach Süden aus und schufen in der Mark den nördlichen Höhenzug zwischen Elbe und Weichsel; in gleicher Weise entstand im Süden und Südwesten vor den deutschen Mittelgebirgen durch andere Krafte die Bodenwelle, der zum Beispiel der Fläming angehört, und in die so gebildete Mulde schoben sich die letzten Ausläufer des osteuropäischen Tafellandes, die sich ebenfalls mehr und mehr abflachten und in kleinere Horste zerklüfteten. Und wie die Mark mehrfach fremdes Volkstum aufnahm und verschmolz, so ist auch der Boden, die heimatliche Erde selbst, an die uns das teuerste der Bande mit tausend Fäden kettet, ein Geschenk des Auslandes, ein Produkt der Eiszeit. So weitet die Betrachtung der märkischen Landschaft den Blick, und ein wunderbares Spiel des Zufalls hat es gefügt, daß gerade von der Beobachtung märkischer Gesteine in Rüdersdorf die für die Geologie der norddeutschen Tiefebene so bedeutsame Inlandeistheorie ihren Ausgang nahm. Da in der Mark die verschiedenen erdbildenden Kräfte zum Ausgleich gelangten, gibt es trotz des dadurch bedingten Formenreichtums nirgends unvermittelte Gegensätze, aber auch wenig Einförmigkeit. Die unvergleichliche Harmonie der lebensfrischen Bilder mit ihren abgetönten Formen und Farben ist eine Eigenart der märkischen Landschaft. Sie verlangt freilich ein feineres Auge als die massive Wucht der Alpenlandschaft mit ihren oft erdrückenden harten Felsenmassen, den Altersrunzeln der

Erde, wirkt aber dafür auch tiefer und nachhaltiger auf das Gemüt. Auch landschaftliche Reize lösen poetisches Empfinden und dichterische Schaffenskraft aus; darum weilt die Sage am liebsten an reizvollen Punkten, und nirgends hat sie ihre Gaben in so verschwenderischer Fülle ausgestreut wie in der Mark. Das volle Verständnis und die rechte Würdigung der malerischen Schönheiten unserer Heimat mußten jedoch einer Zeit mit entwickelten künstlerischen Empfinden vorbehalten bleiben, und daher bedarf die unsere gerade dieser Brücke zur Natur, zur heimatlichen Natur, die unschätzbare Gemütswerte und einen unerschöpflichen Quell der Erfrischung und Stärke in sich birgt, ohne die Körper und Geist im Kampf um die Güter der Erde schließlich erschlaffen. Antäus gewann durch Berührung mit der Mutter Erde immer wieder neue Kraft und unterlag erst, als er den Boden unter den Füßen verlor. Das Bild enthält für uns die ernste Mahnung, die Werte, welche die märkische Heimat umschließt, zu schätzen, vor allem aber, sie kennen zu lernen.

* * *

Gleichsam als Aussichtspunkte hat Mutter Natur zahlreiche Höhenzüge und Hügel aufgerichtet, die reizvolle Fernsichten erschließen, und schon unsere Vorfahren ahnten, daß mit dem Blick auch das Herz sich öffnet und weitet. Bereits die Wenden errichteten ihrem Triglaff einen Tempel auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg; die Christen ersetzten ihn durch eine Marienkirche, und die Neuzeit führte ein Kriegerdenkmal auf, von dessen Turmzinne aus der Beschauer ein gar liebliches Bild der Urstadt des Havellandes und ihrer schönen Umgebung genießt. Die märkischen Aussichtstürme, die dem geologischen Unterbau, zuweilen auch wohl gleichzeitig der Kasse der Erbauer etwas aushelfen sollen, fügen sich dem Landschaftsbilde selten harmonisch ein, und ebenso unharmonisch ist das Empfinden dessen, der losgelöst vom festen Boden, dort oben über der Landschaft schwebt. Genußreicher ist zum Beispiel der Blick über eine echt havelländische Landschaft vom Kirchberg bei Nedlitz, der einst eine Bergkapelle trug. Sie soll zum Andenken an den Sieg Albrechts des Bären über die Wenden errichtet worden sein, gehörte also einer Zeit an, in der man begann, märkische Berge mit Kapellen zu krönen. Das war ein recht glücklicher Gedanke. Die Architekten in der zweiten Hälfte des Mittelalters, deren Großzügigkeit auch sonst vielfach zum Ausdruck kommt, bewiesen damit, daß sie einen Blick für landschaftliche Schönheit einerseits wie für die malerische Wirkung ihrer Werke andrerseits besaßen. Auch die Prenzlauer Marienkirche beherrscht nicht nur das Stadtbild, sondern auch meilenweit die Umgebung. Die letzte märkische Bergkapelle, die bei Blankensee, wurde erst 1909 zerstört. Den eindrucksvollsten Fernblick über Wälder, Höhen und Täler gewährt der Gipfel des „märkischen Rigi", des Golm bei Luckenwalde, auf dessen 178 Meter hoher Kuppe die Mönche von Zinna 1435 eine Marienkapelle erbauten. Manchem frommen Beter, der zum wundertätigen Muttergottesbilde emporstieg, mag sich da der Sinn der Worte erschlossen haben: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt!" Die Kapelle ist bis auf geringe Mauerreste verschwunden; aber die wenigen Wanderer, die heute einen Aufstieg unternehmen, erhalten dort noch immer „Lohn, der

Stimmungsbild „Am Teglersee".

reichlich lohnet", tiefe unvergeßliche Eindrücke und mannigfache Anregungen. Das Auge überblickt die im Norden vorgelagerten ostwestlich streichenden Dünenzüge, die uns daran erinnern, daß unmittelbar nach der Eiszeit ein Wüstenklima bestand und die vorherrschenden Ostwinde den damals unbedeckten Sand so formten, wie er noch heute lagert. Die alten Zisterzienser bekundeten durch die Wahl gerade dieses Punktes ein feines Verständnis für landschaftliche Reize; auch ihre Klöster erbauten sie gewiß nicht unabsichtlich in Geländen, die nur ausgesprochene Naturfreunde wählen konnten. Weniger lohnend ist der Besuch des höchsten märkischen Berges, des Rückenberges bei Sorau (233 Meter), schwierig aber die Besteigung des umwaldeten Wehlaberges bei Wendisch-Buchholz, der einen Überblick über das eigenartigste märkische Waldgelände, den Lübbener Brand, gestattet. Hier liegen zwischen Dahme und Spree die denkbar schroffsten Gegensätze unmittelbar nebeneinander, die dürrste Kiefernheide und das wasserreichste Gelände der Mark, das Erlenbruch des Unterspreewaldes, und während die Wellen der großen geschichtlichen Ereignisse der ersten Kaiserzeit das spreewäldlerische Schlepzig in ihre Kreise ziehen, sitzt an der verödeten Lübbener Heerstraße im Brand die graue Sage einsam am Wege und spinnt und spinnt. Sie webt ihre schimmernden Fäden über den Stätten, wo einst die „Totenschenke" neben der Paul Gerhard-Rüster und bei den verwilderten Obstbäumen das einsame Wirtshaus „Zum hungrigen Wolf" standen. Mühsam hält die graue Flechte, die über den dürren Boden kriecht, die Sandkörner zusammen, und keck hüpfen die kleinen Weihnachtsbäume über die verlassene Straße. Wenn die Sommersonne heiß über der unermeßlichen grünen Wüste brütet, wenn der linde Hauch des Windes sacht durch die Föhrenwipfel zieht und ein leises Stöhnen durch die Lüfte geht, wie es nur die märkische Kiefernheide kennt, oder

wenn am nächtlichen Himmel die ewigen Sterne blühen, dann erst offenbart sich dir mit dem Schauer der Verlassenheit auch der ganze Zauber der märkischen Heide und die Majestät des schweigenden Waldes. Niemand kann sich der Wirkung dieser Poesie der Einöde entziehen, deren unendlicher Ruhe nur die Totenstille drüben im Spreewald an der Wussegk oder unter dem Erlendach bei Moldenhauers Hütte gleichkommt. Ein Bild von so eigenartiger Schönheit, wie es der Unterspreewald an einem sonnigen Herbsttage hier bietet, hat vielleicht kein Land der Erde aufzuweisen. Im klarsten Wasser spiegeln sich die schlanken Erlen; lautlos gleitet der Kahn über die blanke Fläche; fast glaubst du das fallende Blatt zu hören, das gaukelnd zum Wasserspiegel niederschwebt. Du vernimmst nur das Ticken der Uhr, sonst nichts! Überall Totenstille!

„Es ist so still, daß ich sie höre
Die tiefe Stille der Natur!"

So ist alles hüben und drüben auf denselben Ton abgestimmt. Das ist märkisch! Häufiger als der Wehlaberg und seine Umgebung wird der zweihundert Meter hohe Hagelberg bei Belzig besucht, da hier neben großartigen landschaftlichen Reizen, die der Blick über die wundervolle Brandtsche Heide im Südosten gewährt, noch bedeutsame geschichtliche Erinnerungen mitsprechen.

Alle diese herrlichen Aussichtspunkte, neben denen noch hundert andere genannt werden könnten, enthüllen jedoch nur die Schönheit der märkischen Landschaft in großen Zügen; die feineren malerischen Reize, zum Beispiel die der Gewässer, wollen in unmittelbarer Nähe genossen werden. Eine Ausnahme davon machen die großen Ströme, von denen die Elbe die Heimat nur streift, aber doch namentlich zur Zeit des Hochwassers im Grenzgebiet zwischen Havelberg und Lenzen oft imposante Wassermassen auftaut. Das Bild der Oder deutet schon auf der Karte durch den mehrfachen Richtungswechsel des Laufes auf die wechselnden Landschaftsbilder hin, die besonders malerisch beim Eintritt in das „märkische Rheinland" zwischen Tschicherzig und dem schlesischen Bordeaux „Grüneberg" sind. Im Frühling, wenn dort oben Kirsche und Apfel blühen, und im Herbst, wenn auf den rebenbekränzten Höhen die Traube reift, herrscht dort fröhliches Treiben und mit dem Rebensaft wetteifert die Schönheit der Natur in ihrer berauschenden Macht. Langsam und friedlich fließen die Wasser der Oder in weitem Bogen durch das liebliche Tal und lassen nicht ahnen, mit

Motiv aus dem Berliner Tiergarten.

wie ungestümer Kraft die eilenden Wogen in der Winternacht die Eisschollen gegen die Pfeiler der Frankfurter Brücke werfen, wie einst die alte Holzbrücke zitterte und bebte! Majestätisch zieht der Strom in gewaltiger Breite am freundlichen Schwedt vorüber, und über das westliche Bett spannt sich die schönste Brücke der Mark. Wer wissen will, wie malerisch ein Stadtbild, ein Strom und waldbekränzte Ufer wirken können, stelle sich auf dieses alternde Holzgerüst, das in seiner Bescheidenheit dem Landschaftsbilde sich harmonisch einfügt, und schaue nach Westen, nach Osten, nach Süden und nach Norden, wo über dem Strom in blauer Ferne die Häuser von Nipperwiese erscheinen. Die Stadt bangt sich um die Erhaltung der Brücke, ihres vornehmsten Wahrzeichens. Mit ihm würde auch ein zweiter Stein aus der Krone gebrochen werden; denn wenn man die Brücke durch den geplanten Damm ersetzte, müßte der alte Oderarm versumpfen und verlanden. Wie ein Brückenbau dem Landschaftsbilde geschmackvoll sich einfügt, weiß am besten, wer die alte Glienicker Brücke bei Potsdam kannte, die leider einem plumpen Eisenskelett weichen mußte. Die Havel mit ihren schönen Ufern und prächtigen Inseln zu schildern, ist ein überflüssiges Bemühen; ihre Schönheiten sind bekannt wie die der unteren Spree. Weniger Beachtung finden jedoch die zahlreichen Bäche und Fließe. Die liebliche Briese erfreut sich zwar in ihrem Unterlauf bei Birkenwerder der Gunst der Ausflügler; höhere Reize liegen aber im Oberlauf, vor allem an der „Steinernen Brücke" in der Nähe des ehemaligen Teufelssees, wo die Sage allerlei Lustiges und Trauriges meldet, vom Teufel, der spazieren fuhr und vom „Toten Mann" in der nahen Kiefernheide. Von den Quellflüssen der „schönen Unbekannten", der munteren Finow, die durch ein breites, von allerlei Buschwerk umsäumtes Wiesengelände in zahlreichen Windungen dem veralteten Finowkanal zueilt, ist das Hellmühlenfließ das schönste. Es tritt nördlich der ehemaligen Hellmühle in eine wenig bekannte wildromantische Buchenschlucht. Diese „märkische Klamm" gehört neben dem berühmten Buckower Sophienfließ und dem Nonnenfließ bei Eberswalde zu den größten Sehenswürdigkeiten unserer Heimat.

Das Nonnenfließ ist zwar in seinem Oberlaufe ein frönender Mühlbach, kann aber auch da seine ureigene Natur, den Hang zum Schönen und Romantischen, nicht ganz verleugnen; sie macht sich in den hübschen Mühlteichen bemerkbar, kommt aber erst da zur vollen Geltung, wo das Fließ in den Wald tritt und nun seinen eigentlichen Namen führt. Es erhielt ihn, weil die Ländereien des ehemaligen Klosters Friedland bis in diese Gegend reichten, und deshalb entstand auch wohl die Sage, am „Liesenkrüz" sei ein Kloster versunken und eine der drei Nonnen, die gerettet wurden, die Liese, habe dort ein Holzkreuz eingepflanzt und täglich an geweihter Stätte ihre Andacht verrichtet. Und in der Tat wäre kaum ein andrer Ort dafür so geeignet gewesen wie dieser. Auf drei Seiten umspült der murmelnde Bach das trauliche Plätzchen; hoch steigen riesige Buchen hüben und trüben die steilen Talwände hinauf, und in wogenden Wipfeln singen die Waldvögel ihre alten Lieder. Das alte Holzkreuz ist längst vermodert; die andachtsvolle Stimmung ist geblieben; denn die Schönheit dieser holden Waldeinsamkeit rührt jedes Menschenherz. Und so sind die zahllosen Sagen, die das stille Plätzchen umweben, nur Ausdrucksformen und beredte Zeugen für den Eindruck, den es hervorruft. Der eine läßt

die fromme Schwester betend niederknien; der andere erzählt vom eifersüchtigen Schäfer, der seine Liebste erschlug, weil sie mit einem fremden Knecht getanzt hatte, ein dritter von der ehebrecherischen Bauersfrau Liese, die dort in Gemeinschaft mit dem Großknecht den eigenen Ehemann umbrachte; auch soll da eine stürzende Buche dem Pferd eines Bauern das Kreuz zerschlagen haben. Mancher will sogar das alte Holzkreuz mit eigenen Augen gesehen haben, erzählt von den drei letzten Nonnen, die im Walde beim Liesenkrüz in den drei Jungferngräben begraben wurden, und zeigt noch die Spuren im Walde, die der Wagen mit den Särgen hinterließ. Da verdorrte Gras, Strauch und Baum.

Von den Bächen, die von der neumärkischen Böschung zur Oder und zur Warthe hinabfließen, sei nur die Zanze genannt, obwohl auch andere Würdigung verdienen. Aber die Neumark ist eine etwas spröde Schöne, die ihre Reize nicht jedem ohne weiteres offenbart. Die holde Waldeinsamkeit an der Grenze der Kreise Soldin, Landsberg und Friedeberg und weiter ostwärts hat eine Kehrseite: die Weltverlassenheit, und die Wege, die oft durch Länge zu ersetzen suchen, was ihnen an Güte abgeht, stellen an den Wandersmann Anforderungen, die das Mittelmaß nicht selten überschreiten. Doch ist die Zanze schön; schöner noch sind die Forsten, die sie durchfließt, am schönsten aber trotz der ungepflegten Ufer die träumerischen Seen in der Bodensenke zwischen Berlinchen und der alten Wendenfeste Zantoch an der trägen Warthe. Die steilen, bergartigen Talränder des Warthebruchs zwischen Landsberg und Loppow neigen zur Schluchtenbildung, die das Entstehen periodisch herabstürzender kurzer Bäche gleich der eigenartigen Fläming-Rommeln begünstigen. Bei der ansehnlichen Breite des Bruches erscheinen die jenseitigen Uferränder im Sternberger Kreise mit ihren dunklen Wäldern in blauer Ferne, was zur Entstehung des Namens „das blaue Ländchen" Veranlassung gegeben hat. In den waldreichen Gebieten bei Sternberg spielt die Sage vom unterirdischen Raubschloß im Quellgebiet der Eilang. Dort verzehrten die Wegelagerer die Gefangenen, die das Lösegeld nicht auftreiben konnten, bis eines Tages die geraubte Magd einen Finger in der Suppe fand und nun die Bösewichter verriet. Zwar haben die braven Sternberger den Schlot, der als Schornstein aus der unterirdischen Küche ins Freie führte, noch immer nicht gefunden, wohl aber andere die Romantik der Landschaft an der oberen Eilang entdeckt. Mehr noch bietet das herrliche Buchental der Schlaube südlich von Müllrose. Mit Recht hat man die Oberförsterei am Unterlauf „Siehdichum" genannt und dem Wort dabei einen anderen Sinn untergelegt als der Inschrift auf dem warnenden Stein im Walde bei Alt-Schadow: „Besser allein als in schlechter Gesellschaft!" Am meisten besucht wird das Schlaubetal bei der Bremsdorfer Mühle, wo der Weg von Grunow nach Fünfeichen das Fließ überschreitet; aber es bleibt schön bis zum höchstgelegenen Quellteiche im Süden, wo bereits die alten Zisterzienser Fischzucht trieben. Ein so romantisches Gelände konnte ihnen ebensowenig verborgen bleiben wie der Seenzug, der sich von Kagel bis Erkner erstreckt und südwärts von der schönen Löcknitz begleitet wird. Nach Kagel verlegt die Volkssage das Grab des bekehrten Jakzo, und den Wirtschaftshof der Zisterzienser baut sie zu einem vom Wendenfürsten gestifteten Kloster aus. Die Löcknitz selbst bietet in ihrem wohlbekannten Unterlauf liebliche Landschaftsbilder; weiter oberhalb wird das Gelände aber romantisch. Das

Stobberfließ, das ihr die Wasser des noch fast unwegsamen „Roten Luches“ zuführt, schneidet die Küstriner Heerstraße beim höchst einsamen Heidekrug. Zwischen ihm und dem sagenumwobenen Wirtshause „Wilder Mann“ breiten sich am Rande des Roten Luches prächtige Waldungen aus, die reich an malerischen Landschaftsbildern sind. Dort im Walde an der Stobber hauste vor fünfzig Jahren der märkische Rinaldini, der fürchterliche Karl Maasch, der seine Verbrecherlaufbahn in der Neumark begann, wo man noch heute mit seinem Namen die Kinder schreckt. Aber auch am Heidekrug umwuchert schon die Sage die Erinnerung an den unheimlichen Menschen.

Das Stiefkind unter den märkischen Flüssen und Bächen ist die Panke, die trotz guter Veranlagung wie ein schlecht erzogenes Kind vollkommen verwildert ist. Kümmerlich

Klosterruine Lindow.

entwindet sie sich bei einer Wärterbude der Stettiner Bahn, dem mütterlichen Schoße der Erde; als elender Graben schleicht sie anfangs durch die Fluren, mehr als ungewaschen verläßt sie das sonst so freundliche Bernau. Da hat sie natürlich nicht mehr Lust, die Mühlen zu treiben, die sie früher in Bewegung setzte. Nur wenige glückliche Minuten sind ihr in ihrem kurzem Lebenslauf beschieden: im Park von Niederschönhausen zeigt sie, daß selbst ein so vernachlässigtes Wesen den Keim zu höherem in sich trägt. Doch am Bürgerpark von Pankow steht sie schon wieder abseits wie das Aschenbrödel, und in Berlin zwängt man die ungeratene wilde Schummel zwischen Steinmauern ein, ohne zu ahnen, wie ein Stadt- und Landschaftsbild durch ein munteres Wässerlein bei richtiger Pflege belebt werden kann. Denn munter ist sie; sie kann sogar stürmisch werden, wie ihre Überschwemmungen im Frühjahr 1839, wo sie das Wasserrad der Pankower Papiermühle mit fortriß, und im April 1902 beweisen, als sie in der Frühlingsnacht schäumend

Kiefern im Grunewald.

überschwoll. Nun trottet sie wieder gedankenlos dahin, und hier und da rauschen an ihren Ufern die Weiden wie an den Wasserflüssen Babylons.

Die Welse, deren Wellen mit leisem Geplätscher am alten Mäuseturm bei Vierraden grüßend vorüberziehen, die stolze Ucker, die ihre Wasser keinem anderen Strome anvertrauen mag, mit ihren schönen Seen, hinter denen in blauer Ferne die ehrwürdigen Türme von St. Marien zu Prenzlau auftauchen, die Plane und die Dahme mit ihren reizvollen Seenketten, der Rhin und die Dosse, sie alle melden sich hier zum Wort; sie und noch hundert andere verdienen unseren Dank; denn sie schmücken die märkische Heimat und flechten ihr leuchtende Silberfäden ins duftende Haar.

Aber auch die ruhende Schönheit unserer märkischen Seen will bewundert werden. Der Scharmützelsee, das märkische Meer, ist von allen der größte, der Große Stechlin der tiefste und der Liepnitzsee bei Bernau der schönste. Den Scharmützel überschaut man am besten von der gleichnamigen Eisenbahnstation am Südufer oder vom Bord eines Dampfers aus. Nicht ganz so gewaltig ist die Wasserfläche, die der Stechlin vor unsern Augen ausbreitet; dafür sind aber seine Ufer, namentlich bei Neu-Globsow schöner; auch umgibt ihn der Reiz der Sage. Am leichtesten ist der Liepnitzsee von Berlin aus zu erreichen, und in zwei Stunden ist er umwandert. Kein märkischer See zeigt auf so gedrängtem Raum eine solche Fülle malerischer Bilder wie er, namentlich das wellige Nordufer und das angrenzende Waldgelände, dem der schöne Regenbogensee als verlorenes Glied der Seenkette der „Heiligen Pfühle“ eingebettet ist. Eine Studienvorlage für Maler, wenn sie ihn fänden! Sein Gegenstück ist der entzückende schilfumrahmte Kämmerersee am Kleinen Werder. Er will von oben her,

Biesenthal.

wo die Kastanien am Lützdorfer Wege vor dem Waldrande stehen bewundert werden; dann erscheint seine unbewegte blanke Fläche wie ein Spiegel im Goldrahmen auf dem grünen Plan. Der Kleine Werder selbst, auf dem der Sage nach einst ein stolzes Schloß gestanden hat, und der Große Werder, die alte Fundstätte mannigfacher Altertümer besonders aus der Bronzezeit, auch das Südufer bieten vorzügliche Blicke über die weite Wasserfläche des Liepnitzsees. Am Nordufer aber hat Mutter Natur mehr Kleinmalerei betrieben, und fast nach jedem Schritt tauchen neue Bilder, völlig veränderte Szenerien vor unsern Augen auf, und zu keiner Zeit ruht hier die Kraft des künstlerischen Schaffens. Ergreifend wirkt die ernste Schönheit des Sees am Westufer, wenn bei sinkender Dezembernacht die dunklen Schatten zum Silberspiegel langsam herniedersteigen und bei starrendem Frost die Eisdecke berstend erkracht oder wenn der Herbst die Kronen der Buchen mit Farben vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Rostbraun schmückt. Doch wenn die Frühlingssonne auf den ersten goldiggrünen Buchenblättchen ruht, die noch halb verschlafen, krausgefaltet verwundert in die neue Welt schauen, dann geht der Herrgott selber durch den Wald. Und auch der Mensch! Was sich nie und nie begeben, hier wird's Ereignis. Hier rüstet am 12. Mai der einfache Landmann den Wagen, setzt die Lebensgefährtin darauf und fährt hinaus in die lachende Frühlingspracht, um sie zu genießen. Das ist die härteste Probe auf die Wirkung landschaftlicher Schönheit; denn Natursinn ist ein Kulturprodukt!

Ringsum flüstern die Blätter im Walde viel alte Geschichten vom wüst gewordenen Dorf, dessen Bewohner die Pest holte bis auf den letzten Mann, vom bösen „Möllner von Eutzdorf", dem Landesverräter, von der Festung und vom „Toten Mann" im Walde, und am Fließ quakt Pausback, der Frosch, wie zu Zeiten des ehrbaren Bernauer Dichters des Froschmäuselers. Wo einst die Brücke über den See zur Insel führte, bleibt noch heute das Netz des Fischers an den Pfählen hängen, und weiterhin im Walde lagerte 1432 eine Schar Hussiten, die dann von den Bernauern erschlagen wurde. Seitdem ist der Wegweiser rot vom Blut und der Boden ringsum blutwarm. Westlich vom Liepnitzsee führt eine prächtige, von Buchen beschattete Chaussee am Ufer des schönen „Oberen Sees" nach Lanke. Unterwegs geht beim Kilometerstein 23,3 ein unscheinbarer Waldpfad hinauf zur Höhe, wo hinter dem Rande der „Komödiengarten" in tiefster Verborgenheit liegt. Man erkennt noch die amphitheatralisch angelegten Rasenbänke und die Versenkung des Sommertheaters, in dem der 1828 zum Generalintendanten ernannte Graf Redern Schauspiele aufführen ließ. Oftmals haben seitdem die Buchen gegrünt und im Herbst den bunten Teppich über den Waldboden gebreitet, und die einst hier lauschten, lachten oder sich rühren ließen, sind längst zu den Schatten eingegangen. Aber die Spielleute sitzen jetzt hoch oben in den Kronen und singen nach alter Melodie ihre Waldweisen. Doch die wenigen Spuren, die aus jener Zeit sich dort erhalten haben, genügen, uns ein Bild des geistigen Lebens und Strebens unserer Vorfahren hinzuzaubern und unsere Beobachtungen zu den allgemeinen Erscheinungen des Zeitalters in Beziehungen zu setzen, da einst Henriette Sontag ihre lachenden Lieder sang und der „Freischütz" ungeheure Beifallsstürme entfesselte. So lugen aus der malerischen dunklen Buchenschlucht des märkischen Waldes

allerlei Gestalten auf, und überall verknüpft sich der Reiz der Natur mit Erinnerungen. Malerisch ist auch der Hellsee; aber einen Reiz hat er verloren, seit das Rad der uralten Mühle stillsteht.

Prächtige tiefgründige Seen, deren Farbe oft an die der Alpengewässer erinnert, finden sich westlich vom Großen Stechlin und schieben ihre Vorposten bis hart an die Wittstocker Chaussee bei Zechlin vor, wo man auf den tief unten liegenden Wasserspiegel unmittelbar hinabschaut. Viele sind nicht ganz ungefährlich; das kommt in der volkstümlichen Anschauung zum Ausdruck, nach welcher sie in jedem Jahre ein Opfer fordern. Auf dem Grunde des herrlichen Großen Wummsees erblickt man am Johannistage sogar eine ganze Stadt, die hier einst versank. Auch ostwärts vom Stechlin liegen zahlreiche schöne Seen; ihre Wellen bespülen fast die Straße im lieblichen Pian, sie umschließen das märkische Interlaken, Lychen, von allen Seiten und bilden einen Schmuck Templins. Aber der Preis gehört doch dem großen, langgestreckten Werbellin mit den prächtigen Buchenwaldungen am Südufer.

„Wie ein Gottesauge glänzet,
Drüber dunkle Brauen glüh'n,
Liegt, von Berg und Wald bekränzet,
Märchenhaft der Werbellin.
Well auf Welle rinnt zur Stunde;
Mond vollendet seinen Lauf;
Aus versunkner Stadt im Grunde
Läuten Glocken dumpf herauf."

Er überstrahlt den benachbarten runden schönen Grimnitzsee, der neben ihm nicht recht zur Geltung kommen kann. Die Uckerseen mit dem rätselhaften Schlackenwall, auf dem sich „schwimmende Steine" finden, gehören zu den Reihenseen, die in der Mark häufig vorkommen, in der Prignitz, bei Neuruppin, am Rande des sagenumwobenen Blumenthalwaldes (Gamengrund) und so weiter. An den Ufern der neumärkischen Seen erheben sich die altertümlichen Bauten verträumter Kleinstädte und verschönern das Landschaftsbild, das jedoch bei Soldin durch den üblen „Wasserkopf" beträchtlich gestört wird. Auch in anderen Gegenden, zum Beispiel im Havellande, hat die Sorge um die Bewässerung derartige Wassertürme zustande gebracht, deren Geschmacklosigkeit nicht überboten werden kann. Sonst ist in der Neumark alles beim Alten geblieben, und am schönen Wendelsee bei Lippehne bemerkt man beim Morgengrauen noch heut wie am 14. Juni 1842 die Pferde, die zur Schwemme geritten werden. Nur der Denkstein ist hinzugekommen, der uns meldet, daß am genannten Tage Otto von Bismarck an dieser Stelle den Landwehrreiter Hildebrand aus den Fluten rettete. Der Wasserreichtum der Mark hat im Laufe der Jahrhunderte durchweg abgenommen und das Landschaftsbild vielfach verändert. Auch Bäche und Seen altern und sterben, und die neuen Kanäle dürfen nicht immer als genügender Nachwuchs und Ersatz angesehen werden, sofern das Landschaftsbild in Betracht kommt. Ein großer Teil der Wassermühlen ist verschwunden und mit ihnen die Mühlenpoesie. Der Wasserspiegel der Seen hat sich seit hundert Jahren vielfach erheblich gesenkt,

Im Spreewald.

so beim Liepnitzsee schätzungsweise um vierzig Zentimeter, und wo früher in den Ausbuchtungen, den sogenannten „Stadthälsen", der Fischer seine Netze warf, wetzt jetzt der Mäher seine Sense. Wie einst das Eis der Gletscher abtaute, schwindet nun das Wasser dahin. Noch deutlicher tritt die Wasserabnahme in den Niederungen, besonders in der mittelmärkischen Bruchzone, zutage, die mit dem Oberspreewald beginnt. Der Spreewald bildete früher offenbar ein gewaltiges Seebecken, dessen Wasserspiegel allmählich sich senkte. Die Menschen rückten mit ihren Siedlungen stufenweise nach; darum macht man an den höchsten Stellen des Randgebietes Gräberfunde aus der ältesten vorgeschichtlichen Zeit und an den tiefsten solche aus der jüngsten. Das beweist die gewaltige Veränderung des Landschaftsbildes in vorgeschichtlicher Zeit. Jetzt ist die Besiedlung schon bis ins Innere des Gebietes vorgedrungen, nachdem das Wasser sich „an besondere Örter" gesammelt hat. Es durchfließt jetzt ein Kanalsystem, dessen äußere Grenzlinie eine riesige 8 beschreibt. An dem Schnittpunkt, wo sich Ober- und Unterspreewald scheiden, mußte daher der erste Übergang versucht werden, die älteste Handelsstraße die zwei Kilometer breite Einschnürung überschreiten und eine Handelsstadt entstehen: Lübben. Darum ist der alte sächsische Postmeilenstein am Eingang zum Stadtpark ihr vornehmstes Wahrzeichen; es erinnert sie an den einst blühenden Verkehr auf der Frankfurter Heerstraße, uns aber an eine Stufe der fortschreitenden geologischen Entwicklung und an die Veränderungen, die sich für das Landschaftsbild ergaben. Der wenig bewaldete Oberspreewald, der Sitz des absterbenden Wendentums, wird heute von vielen Ausflüglern besucht; denn er besitzt noch fremdes volkstümliches Leben in Sitte, Sprache und Tracht und ist von Lübbenau aus sehr bequem zu erreichen. Landschaftlich bietet der bewaldete Unterspreewald mehr; aber er ist abgelegen und entbehrt der volkstümlichen Eigenart. Fast in der Verlängerungslinie der Richtung der Spree im letzten Abschnitt ihres Laufes liegt das havelländische Luch, dessen entsprechende natürliche Verlandung, beschleunigt durch die Urbarmachung im achtzehnten Jahrhundert, früher eintrat als die des Spreewaldes. Sie ist sogar zu einem gewissen Abschluß gelangt. Das Bruch ist größtenteils zum Luch geworden; doch im Brieselang füllen sich in jedem Winter und Frühjahr die niedrigen Wiesen und Lanken mit Wasser,

und im glänzenden Spiegel beschauen sich malerische Birken. Der Brieselang ist ein reizvolles Gelände; aber auch die weiten Flächen des Luches haben ihre eigenartige Schönheit, die Hans Hoffmann in seiner Novelle von der „Stillen Pauline" trefflich geschildert hat. Bereits die Königin Luise, eine Naturschwärmerin, die besonders die Schönheiten des Havellandes zu schätzen wußte, liebte den Blick über das Luch, und noch vor fünfzig Jahren zeigte man auf dem hohen Mühlenberg bei Berge westlich von Nauen einen Holzblock, auf dem sie wiederholt gesessen hatte, um von hier aus das grüne Luch zu betrachten.

Von eigenartiger Schönheit sind die Bilder, die das entlegene Hohe Bruch nordwestlich von Oranienburg vor unseren Augen entrollt. Vergessen an einer Waldecke liegt da vor ausgedehnten Wiesenflächen die kleine Siedlung, die nur „Verlorenort" heißen kann und auch so benannt ist. Selbst der Tod, der sonst alle findet, scheint diesen Winkel übersehen zu haben, wo es weder eine Kirche noch einen Kirchhof gibt. „Wir sterben hier nicht", äußerte einst die Krugwirtin gelassen, „nur vor zwölf Jahren ist einmal ein Junge in den Kanal gefallen!" Der Scherz ist immerhin bezeichnend für die Weltvergessenheit des Orts. Aber die Poesie hat ihn doch nicht vergessen und die Schönheit auch nicht. Jenseits des Ruppiner Kanals liegen auf demselben grünen Plane zwischen Busch und Strauch die großen Einzelhöfe der stolzen „Erbsitzer" von Hohenbruch, dem Ausgangspunkt der märkischen Kolonisation im großen Stil seit 1711. Die Natur kommt dort selbst im Frühling mit wenig Farbentöpfen aus: grün sind die Büsche, grün die Bäume und grün die endlosen Wiesen bis zur fernsten Ferne, wo alles im bläulichen Schimmer verschwimmt. Aber „wenn der Flieder blüht", unter dem die Toten neben der Kirche schlafen, dann wirkt das Festtagsgewand der hochragenden Sträucher darum um so lebhafter und malerischer, wie auch dort in der Einsamkeit der Ton der Nachtigall vernehmlicher klingt.

Mit dem Begriff des Luches ist das Auftreten seines Charakterbaumes, der Weide, untrennbar verknüpft, die überall Gräben, Wege und Stege begleitet, und wo sie als Einzelbaum ohne Gängelband sich nicht auf die freie Bruchwiese hinauswagt, tritt die knieholzartige Werft für sie ein. Aber auch die Pappel kommt häufig vor; die

Kannomühle im Spreewald.

vornehmere monumentale Pyramidenpappel will gesehen werden; sie pflanzt sich lieber an viel begangenen Verkehrswegen auf und trägt dann großzügige Linien in das Landschaftsbild ein. Im Bruchland gedeiht auch die schlanke Erle und ebenso die knorrige Eiche. Obwohl sie in hervorragenden Exemplaren namentlich im Havellande auftritt und auch zum Beispiel im Krämer, bei Finkenkrug und in der Dubrow am prächtigen „Hölzernen See" hübsche Wälder bildet, ist sie mit ihren eckigen, nervösen Formen keineswegs der Baum der Mark; vielmehr paßt sich dem welligen Gelände die elegante Buche mit den bogenförmig ausladenden Zweigen an. Zu ihr fühlen wir uns bei Sonnenschein und im Gewittersturm mehr hingezogen, und keinem Baum werden mehr süße Geheimnisse anvertraut als ihr, mehr als ihrer Rinde zuweilen zuträglich ist. So entstand der Name „Bunte Buche" für einen derart verstümmelten Baum bei Eberswalde, weil nicht nur einer auf den unglückseligen Gedanken kam, „es in alle Rinden zu schneiden", sondern alle über den einen armen Baum herfielen. Von den rund dreizehntausend Quadratkilometern, die in der Mark mit Wald bedeckt sind, kommen indessen nur tausend auf den Laubwald. Immerhin ist die Mark noch reich an schönen Buchenwäldern. Sie kommen vor bei Bernau, im Blumenthal bei Strausberg, bei Freienwalde und Eberswalde, bei Neuruppin, in der Wittstocker Stadtheide, in der Brandtschen Heide südwestlich von Wiesenburg, am Stechlin, in der Menzer Forst, wo Eichen und Buchen gemischt auftreten, im Gramzower Forst in der Uckermark, im Sarnow bei Oranienburg, am Werbellin, an der Schlaube, bei Lagow, östlich von Brandenburg und so weiter. Doch nehmen die Kiefernheiden einen zwölfmal so großen Raum ein, und schon deswegen ist die Kiefer der Charakterbaum der Mark. Aber sie hat auch aus anderen Gründen Anspruch auf diesen Titel. Denn kein Waldbaum ist so reich an Farben und Formen wie sie. Ihr Grün wirkt belebender als das der dunkleren fremden Tanne, und es gibt in der märkischen Natur keine entzückendere und einfachere Farbenwirkung als die, welche durch das Grün-Weiß entsteht, wenn frischgefallener Schnee auf Kieferngrün im Sonnenglanze ruht. Künstler mögen es versuchen, diese Farbenmischung zu treffen! Auch das fröhliche Rot der hohen Stämme sticht vorteilhaft ab von der Farbenarmut der Tanne, noch mehr aber der Formenreichtum der Stämme und Zweige von der steifen Gleichförmigkeit anderer Nadelhölzer. Vielgestaltige Kiefern kommen besonders im Lübbener Brand und im Kartz bei Wannsee vor. Eigenartige Formen nimmt zuweilen der Wipfel der Einzelbäume an. Die Kiefer, die auf dürrem Boden oft den schönsten Wald bildet, ist ein Bild des Märkers selbst, der sein Land der Kultur erschloß, also im höchsten Sinne der heimatliche Charakterbaum. Auch der Kiefernwald hat seine Poesie. Da liegt eine Stunde westlich von Lychen mitten in der Heide ein „toter Kirchhof", der des ehemaligen Dorfes Castaven. Dort schlummert unter märkischen Kiefern die ganze stille Dorfgemeinde, was sich einst liebte und was sich haßte, und die Waldblumen, die über die verfallene Mauer stiegen oder durch das offene Tor ihren Einzug hielten, blühen darüber hin. Und wo einer auf einsamem Wege im Walde erschlagen wurde, da ist es fast immer eine Kiefer, die das eingehauene Kreuz trägt, und die Erinnerung festhält. Darum weiß die Kiefernheide auch viele alte Geschichten zu erzählen. Gastfrei gewährt sie manchem Gesträuch Unterschlupf, so dem steifen Wacholder, der dann als Waldhüter Posten steht und

im Halbdunkel gern Furchtsame erschreckt. Und wo bleibt der märkische Schnee! Wo steckt des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse?

Wiese, Wasser, Sand,
Das ist des Märkers Land
Und die grüne Heide,
Das ist seine Freude.

Es gibt also noch märkischen Schnee; denn man hat ihn nicht nur verspottet, sondern sogar besungen, und die Geologen beweisen uns überdies, daß er vorzugsweise meist im südlichen Teil der Mark auftreten muß, während im Norden der Geschiebelehm vorherrscht und in der Mitte beide sich das Gleichgewicht halten. Zumeist ist er verschwunden unter Rasen und Waldbäumen. Aber „wenn in Werder die Kirschen blühn", sieht man noch weiße Sanddünen und darüber ein duftendes Blütenmeer, das märkische Kraft und Ausdauer aus märkischem Schnee hervorzauberte. Wo in der Welt trüge dürrer Boden edleres Gewand? Und wo der Sand nur Kiefern nährt, da tut er seine Schuldigkeit vollauf, da ist er der beste Schutz des märkischen Waldes.

* * *

Wir sind gewöhnt, die heimatliche Landschaft als etwas im großen und ganzen Unveränderliches anzusehen. Es ist aber eben gezeigt worden, wie sie sich bereits in vorgeschichtlicher Zeit verändert hat, und wir wissen, daß auch in der geschichtlichen solche Veränderungen eingetreten sind. Werden durch diese Entwicklung die idealen Werte für unser Geistes- und Gemütsleben, die in der heimatlichen Natur ruhen, geschädigt oder vernichtet, so versiegt damit auch der natürliche Quell der Erfrischung und Erneuerung, dem wir die Spannkräfte verdanken, die der Kampf um die Güter der Erde fordert. Wir sind dann den Aufgaben nicht mehr gewachsen, was wir von unsern Vätern erbten, zu erwerben, um es zu besitzen. Auch so sind Natur und geschichtliches Leben untrennbar verbunden. Was ist Vaterland? fragt Alexis. Die Scholle Sand unter unsern Füßen? Der Wind verweht sie. Sind es die rauschenden Wasser? Sie gehen alle ins Meer. Die Wolken segeln, und dieselben Sterne blinken auf dich nieder am Ural wie am Fuße der Alpen. Die Geschlechter der Menschen? Sie wachsen und welken. Das Vaterland erklärst du nicht, aber du fühlst es. Doch hat der Heimatbegriff seit den Tagen des Alexis sich vertieft und greifbarere Züge gewonnen; er wurzelt nicht mehr allein in schwankenden Gefühlen, sondern auch im festen Bewußtsein. Wir bekennen uns klar und bestimmt zum Geist unserer Geschichte und zu dem Werk der Großen, die auf dem Boden der Mark das Preußentum großzogen und der segensreichen Himmelstochter, der heiligen Ordnung, hier eine Heimatstätte anwiesen. Mit diesem Preußentum wollen wir stehen oder fallen, leben oder sterben. Diesen Geist wollen wir in uns verkörpern und überall zum persönlichen Ausdruck bringen. Das geht über die Grenzlinie flüchtiger Empfindung hinaus. Der Quell der dichterischen Volksseele sprudelt am lebendigsten an landschaftlich ausgezeichneten Punkten; darum verbinden sie uns mit ihr. Ebenso ist die Mark der

Schauplatz entscheidender geschichtlicher Ereignisse und die Stätte der Wirksamkeit unserer großen Männer von den Tagen der Großen Kurfürsten bis auf Otto von Bismarck. Wo vernehmen wir deutlicher den Hauch ihres Geistes als gerade hier? Auch geschichtliche Vorgänge und bedeutsame Entscheidungen sind an den sichtbaren Schauplatz geknüpft, an dem sie sich ereigneten. Darum ist die Mark der Kristallisationspunkt, das Herz des deutschen Vaterlandes. Überall und immer aufs neue wirft die Heimat die Fragen auf, die unsere Entwickelung bedingten, und überall verknüpft sich mit dem Schauplatz ihrer Entscheidung der Zauber landschaftlicher Reize. Darum grüß dich Gott, Heimat!

Blaue Havel, Grunewald,
Grüß mir alle beide,
Grüß und sag, ich käme bald,
Und die Tegler Heide!

Gamensee bei Straußberg.

Die Bevölkerung.

Von Richard Nordhausen.

I.

Im Schloßgarten von Buch.

Ob bereits die Urbewohner der Mark Brandenburg Germanen gewesen sind, wie man gern zu behaupten pflegt, ist schwer oder garnicht zu entscheiden. Die ohnehin geringen und nicht überall unzweifelhaften Spuren des Paläolithicums scheiden natürlich vollkommen aus. Alle diese Keimbeginne der Menschwerdung verschwimmen in nebelhafter Form, und so können wir einstweilen noch garnichts über die Verfertiger der in den Tiefen von Kiesgruben, auf der Sohle von Ziegeleien und sonst noch gefundenen Steinsplitter aussagen.

Dagegen ist es gewiß, daß dann nach dem großen Hiatus, der zwischen dem Paläolithicum und der jüngeren Stein-Zeit klafft, eine ganz konstante Kultur-Entwickelung beginnt. Selbstverständlich können wir auch hier für die Stein-Zeit und ältere Bronze-Zeit eine sprachliche Eingliederung der Bewohner der Mark nicht vornehmen. Aber wir sehen einerseits, daß die Mark Brandenburg vollständig innerhalb des Kultur-Zusammenhanges mit dem großen germanischen Entwickelungsgebiete steht, das seinen festesten Kern in den Ländern um die Ostsee hat; andererseits, daß ohne jede Unterbrechung, ohne jeden Sprung und ohne jede fremdartige Beimischung sich in der Mark wie im übrigen Gebiete der großen arisch-germanischen Kultur-Entwickelung die Fundzeugnisse lückenlos aneinander reihen, von der jüngeren Stein-Zeit ab durch die Bronze-Zeit, durch die Hallstadt-Zeit und durch die Latène-Zeit, bis an die Schwelle des Mittelalters. In dieser konstanten und ununterbrochenen Entwickelung treten dann mit der frühen Eisen-Zeit, die ja gerade in der Mark Brandenburg durch einen berühmten und wichtigen Fund ergänzten ersten Sprach-Denkmäler auf: die Runen künden uns, daß das Volk, dessen Entwickelung wir seit seinem Urbeginn in der märkischen Erde verfolgen konnten, Germanen waren — oder Germanen geworden waren. Denn in der vorher skizzierten Entwickelungszeit war die

Trennung des großen arischen Rassestammes in die verschiedenen indo-germanischen Sprachäste erfolgt. Im letzten Teil der Entwickelung wissen wir dann auch durch geschichtliche Zeugnisse den Namen der germanischen Völker, die die Mark bewohnt haben. Langobarden und Semnonen werden genannt, ohne daß wir über ihre Markgrenzen und so weiter näheres erfahren. Wenn hier auf die Einheitlichkeit der großen arischen Kultur-Entwickelung, darin die Mark nur ein Teilgebiet war, hingewiesen wird, so soll natürlich nicht an der Tatsache vorübergegangen werden, daß innerhalb dieses Allgemein-Gebietes eine ganze Anzahl kleinerer Kultur-Provinzen von eigenem Gepräge entstand, und daß namentlich seit der jüngeren Bronze-Zeit solche regionale Selbständigkeiten deutlich zu Tage treten. In diesem Sinne ist die Mark in vorgeschichtlicher Zeit keine Einheit gewesen, es ist vielmehr eine derartige Kulturgrenze fast mitten durch das heutige Gebiet der Mark Brandenburg gegangen und hat es in eine nördliche und südliche Hälfte geteilt, von denen jede als zu einem größeren Kultur-Entwickelungsgebiete gehörig zu betrachten ist.

In das durch die Völkerwanderung menschenleer gewordene germanische Gebiet rückten im sechsten Jahrhundert die Wenden ein. Dieser erste Kultur- und Bevölkerungswechsel in der Mark zeichnete sich im Fundboden ganz außerordentlich scharf ab. Bisher hatte ein großer Reichtum an Bevölkerung bestanden. Die Mark war in vorgeschichtlicher Zeit, namentlich am Ende der Hallstadt-Zeit sehr viel dichter bevölkert als während des ganzen Mittelalters und teilweise auch viel dichter als noch in der Gegenwart. Gegenden, die heute als recht dünn besiedelt bezeichnet werden müssen, wie die Ufer des Scharmützel-Sees, waren in vorgeschichtlicher Zeit von blühender Kultur und beinahe eng wohnender Bevölkerung besetzt. Diese Bevölkerungs-Dichte nimmt mit Beginn der wendischen Zeit auffallend stark ab; gleichzeitig aber geht auch der Kulturgrad in erschreckendem Maße zurück. Gegenüber dem reichen germanischen Vorbewohner ist der Wende ein karger Bettelmann. Wir müssen uns vorstellen, daß im Gegensatze zu anderen Gebieten die Entleerung der Mark von germanischer Urbevölkerung doch ziemlich vollkommen erfolgt ist. Nur für die Herren-Schicht, für einen großen Teil des Adels, haben wir sichere Anzeichen dafür, daß er trotz der wendischen Namen, mit denen er schließlich in die Geschichte eintritt, germanischen Blutes war. Wahrscheinlich haben die deutschen Eroberer als neue Familiennamen den des von ihm gewonnenen Dorfes oder dergleichen angenommen. Hierbei ist aber wiederum die Frage offen zu lassen, ob nicht schon die Wenden unter Führung einer germanischen Oberschicht in das Land eingedrungen waren.

Bei der Wiedereroberung der Mark trafen die Germanen die Wenden noch auf einem recht niedrigen Kulturgrade an. Die Neubesiedelung erfolgte bekanntlich zuerst in der Altmark von Nieder-Sachsen aus. Später haben die verschiedensten deutschen Stämme an der Neubesiedelung teil genommen: Franken, Friesen (Holländer) und so weiter, deren Eigenart sich bis heute in der Mundart, augenfälliger aber noch im Bau der Dörfer und Häuser erhalten hat. Es gibt wohl kein Gebiet in Deutschland, wo sich so viel verschiedene Arten und aus so weiter Entfernung zusammengetroffene Bauernhaus-Typen vorfinden, wie in der Mark Brandenburg.

II.

Die Mannigfaltigkeit der Herkunft der märkischen Kolonisten-Bevölkerung ist auf dem flachen Lande tatsächlich nicht viel geringer als in Berlin. Die ersten deutschen Wiederansiedler kamen aus Nieder-Sachsen, sodaß man in der Altmark viele gleichlautende Ortsbezeichnungen findet wie in Hannover. Auf Grund dieser Übereinstimmung konnte sogar schon der Versuch unternommen werden, die Herkunft der ältesten deutschen Märker ganz genau, selbst nach ihren ursprünglichen Heimatsdörfern, zu bestimmen. Friesen wurden namentlich vom Großen Kurfürsten in das Land gezogen. Bei ihm begegnete sich persönliche und verwandtschaftliche Vorliebe für Holland mit praktischen Erwägungen. Denn in ganz Europa konnte man keinen besseren Kulturbringer für das Gebiet des Luchs finden, als die holländischen Wirte. Auf der anderen Seite haben die Holländer, wie sie das tiefste Tiefland der Mark besiedelt haben, auch deren höchste Bodenerhebung besetzt und ihr sogar den Namen gegeben. Der Fläming erzählt ebenso wie der weit verbreitete Familienname Flemming von den Einwanderern aus Flamland. Die Franzosen haben nicht nur in Berlin selbst eine starke Kolonie gebildet, sondern sind auch auf den Dörfern angesiedelt worden. Bei Rheinsberg weiß man sogar heute noch, daß die Leute mit den dort nicht ganz seltenen französischen Namen ursprünglich am Ufer der Loire heimisch waren. In großartiger Weise wurde dann die Kolonisation von Friedrich dem Großen betrieben, dessen Bemühungen, seine dünn bevölkerten Staaten mit Menschen anzufüllen, zur Gründung der bekannten „Kommission zur Herbeischaffung von Kolonisten" geführt hat. Fünfzehn Jahre Befreiung von allen Abgaben, Freiheit für Kind und Kindeskinder von jeglicher Werbung, Ackerboden genug für kleine Familien und reichlich für die, die eine große Kinderschar zu ernähren hatten, das alles wurde in Aussicht gestellt. Und die Versprechungen wurden auch gehalten. Als Gegenleistung dafür wurde nur verlangt, daß die Männer „fleißige und arbeitsame Arbeiter sein mußten". Aus der Pfalz, aus Schwaben, aus Polen, aus Böhmen, überhaupt aus dem Staate der feindlichen Kaiserin von Österreich, dann wieder aus Mecklenburg, aus dem Voigtlande und aus Westfalen kamen namentlich in das Oderbruch die Zuzügler. Die Pfälzer waren die rührigsten und vielleicht die zahlreichsten, sodaß bis heute an vielen Stellen der Mark die Friderizianischen Kolonisten-Dörfer pfälzische Dörfer heißen, auch solche, die überwiegend garnicht von Pfälzern besetzt waren. Noch zu Fontanes Zeit — spätere Untersuchungen darüber liegen wohl nicht vor — konnte man im Oderbruch die pfälzischen und slawischen Ansiedlungen gut unterscheiden. Merkwürdigerweise fielen die Pfälzer durch die Fröhlichkeit ihrer Lebensführung, durch ihre Sangeslust und Tanzfreude auf, während es sonst im slawischen Urgebiet, so auch heute noch im Spreewalde, als Lehrsatz gilt, daß diese Neigung zum sinnlichen Ausleben slawisches Erbteil sei.

III.

Eine Menge sehr verschiedenartiger Metalle ist, wie man sieht, in den Schmelztiegel der Mark hineingeworfen worden; aber die durch ihre innige Verschweißung entstandene Legierung darf sich wohl sehen lassen. Mag man Brandenburg immerhin ein typisches

Kolonialland nennen — dies vorgeschobene Gebiet, das die „nach Ostland Reitenden“ und „eine bessere Zeit“ Suchenden lockte, ist just durch den wirren, vielgestaltigen Zug der Pioniere so widerstandskräftig und schaffenskräftig geworden. Gleichwie in den Jahrzehnten wirtschaftlicher Not und allgemeiner Gedrücktheit nicht gerade die schlechtesten Deutschen übers Meer nach Amerika gegangen sind, so zogen auch hinter den Askaniern und dann hinter den Hohenzollern in der Regel immer nur arbeitslustige, zähe, emporstrebende Siedler her. Starke Arme hatten sie alle, und von noch höherem, von unermeßlichem Wert war dann das Geistige, das die wegen ihres Glaubens vertriebenen Kolonisten aus West und Süd mit sich führten. Dieser reingoldene Einschlag entschied. Wenn das Stämmegewirr naturgemäß zunächst schwerflüssig nebeneinander hinlief, und wenn der

Schloß Charlottenburg.

preußische Staatsgedanke sich auch nur langsam in die Herzen grub — am Ende ward's um so zäheres Erz. „Wir sind Bauern von geringerem Gut, doch dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit Leib und Blut!“ hallte es freudig dem Sieger von Fehrbellin entgegen, der immer neues Metall in den Tiegel tat. Und echt märkisches Nationalbewußtsein hatte sogar schon der große Woldemar zu entzünden verstanden.

Bei aller Verschiedenheit im Habitus, im Charakter, in Lebensauffassung und Lebensgewohnheit, die Uckermärker und Spreewenden, Oderbrücher und Altmärker kennzeichnet, sitzt doch ein einiges, im innersten Kern zusammengehöriges, geschlossenes Volk auf märkischer Scholle. Des Landes geheimnisvolle Kraft hat seine Schuldigkeit getan. Möge es dieser bis heute wirksam gebliebenen, segensreichen Kraft auch gelingen, das allerneueste märkische Bevölkerungsproblem, Berlin, glückhaft zu lösen!

IV.

Brandenburg a. H. Blick auf den Dom.

Es gehört nicht zu den Aufgaben dieser Skizze, darzutun, wodurch sich die Kolonialstadt Berlin grundlegend vom Kolonialande Brandenburg unterscheidet. Im großen ganzen hat hier Karl Scheffler in seinem nicht genug gelesenen Buche „Berlin, ein Städteschicksal" das Richtige getroffen und das Wesentliche gesagt. Darüber hinausgehende Darlegungen hätten stark politischen Beigeschmack; sie unterbleiben deshalb besser an dieser Stelle. Halten wir uns einfach an die jedem nicht voreingenommenen Beobachter bekannten Tatsachen.

Durch die ungeheure Entfaltung Berlins und der Berliner Vororte ist die geistige Struktur Brandenburgs ziemlich gewaltsam geändert worden. Dies hinsichtlich der Wesensart seiner Einwohner nachzuweisen, hat besonderen Reiz; jäh in die Augen springt die Tatsache, wenn man sich mit den Äußerlichkeiten der Bevölkerungsschichtung befaßt. Die Hauptstadt darf dabei nicht, wie dies oft geschieht, als „Staat im Staate", als vollkommen unabhängiger, selbständiger, dafür auch einflußloser Kreis behandelt werden, der die von ihm getrennte Provinz garnichts angeht. Verwaltungstechnische Einrichtungen ändern nichts an inneren Zusammenhängen, und eine so unterhaltsame Wissenschaft die Statistik auch immer sein mag, so gründlich verwirren falsch gruppierte Zahlen das Bild der Wirklichkeit. Berlin führt politisch und von den Zinnen der Regierung aus gesehen ein Leben für sich; aber dieser Riesenpfahl steckt so tief im Fleisch Brandenburgs, daß er sich nicht von ihm trennen läßt. Wir wollen uns deshalb davor hüten, die beliebte Spielerei

Jagdschloß Hubertusstock.

mitzumachen und über Brandenburgs Entwicklung nach der Seite der Bevölkerungszunahme, Dichtigkeit und so weiter zu sprechen, ohne dauernd die Berliner Zahlen zu vergleichen. Ein auf andere Weise gefundenes Ergebnis ist nicht nur grundfalsch und deshalb für den Beobachter ohne jeden Wert, sondern auch den wirklichen Interessen der Provinz schädlich.

In den ersten zwei Dritteln des vergangenen Jahrhunderts ist das Wachstum der brandenburgischen Bevölkerung, gemessen an der Volkszunahme in den übrigen Provinzen, ziemlich normal. Während 1816 der preußische Gesamtstaat rund 10320000 Einwohner zählte, wovon auf Brandenburg und Berlin rund 1183600 kamen, umschloß unsere Heimat, einschließlich der Hauptstadt, im Jahre 1867 rund 2916000 Seelen, bei rund 24021500 der Monarchie. Es war durchweg eine erfreuliche, gut gewogene Verdoppelung eingetreten, wobei allerdings Berlin der Provinz sehr nachdrücklich geholfen hatte: aus seinen rund 198000 Einwohnern von 1816 waren 1867 rund 703000 geworden. Bis zum Anfang der siebziger Jahre blieb dies Verhältnis bestehen. Nichts Wesentliches hatte sich am Charakter der Mark und ihrer Bevölkerung geändert. Wie früher verdankte sie ihre Nahrung der Landwirtschaft, war doch auch die vorhandene nicht übermäßig starke Industrie im ganzen landwirtschaftlich, und Berlins besonderer, städtischer Betrieb änderte an diesem Gesamteindruck nichts. Die agrarische Provinz lieh der Hauptstadt des Staates ihr Gepräge; erfahrene Reisende aus jener Zeit sprachen nicht ungern von Berlin als von einer Landstadt, die mit den wirklichen Mittelpunkten des schon damals sogenannten Kultur- (und Gesellschafts-) lebens, mit Paris, London, Wien, St. Petersburg, keineswegs wetteifern könnte. Der seitdem eingetretene jähe Wandel ist weltbekannt. Die letzte Volkszählung stellt für die preußische Monarchie 40165219 Einwohner fest, für die Provinz Brandenburg 4092616, für den Stadtkreis Berlin 2071257. Diese Angaben täuschen aber, weil sie den Druck des Kolosses auf die Provinz nicht erkennen lassen, vielmehr bedenkliche, wenn auch durch amtliches Material und verwaltungsrechtliche Schemata gestützte Schönfärberei treiben. Von den beiden Regierungsbezirken Potsdam und Frankfurt a. O. hat nur der Potsdamer, direkt in der Berliner Einflußzone gelegene, eine starke Zunahme zu verzeichnen, und auch er erst seit dem Erwachen Berlins zur Weltstadt, seit 1871. Während der Regierungsbezirk Frankfurt a. O. bis zu diesem Jahre stets die größere Bevölkerungsziffer aufwies, trat bei der Zählung von 1875 zum ersten Male der Umschwung hervor, und heute wohnen im westlichen Bezirk doppelt so viel Menschen wie im östlichen. Dies ist durchaus auf Kosten der alten Ordnung, des überkommenen Charakters der Provinz geschehen. Fast um das fünfundzwanzigfache hat sich seit 1871 die Einwohnerzahl der unmittelbar an Berlin anstoßenden, richtiger gesagt, in Berlin aufgehenden, durch keine ersichtliche Grenze mehr von ihm getrennten fünf großen Vororte vermehrt. Mehr als um das fünffache ist die Bevölkerung der Kreise Niederbarnim und Teltow, der von Berlin fast völlig eroberten und aufgesaugten, angeschwollen! Und zwar haben zu diesem Gewinne die der Hauptstadt benachbarten Teilgebiete beider Kreise 900 bis 1000 vom Hundert beigetragen, die entfernter liegenden nicht einmal ein Zehntel davon! Unter den anderen brandenburgischen Kreisen dürfen sich fünf einer Bevölkerungszunahme von 20 bis

40 vom Hundert, dreizehn geringeren, doch noch ins Gewicht fallenden Fortschrittes rühmen; neun Kreise dagegen, und zwar sämtlich vorwiegend ackerbautreibende, haben mehr Menschen abgeben müssen, als Zuzug und Geburtenüberschuß ihnen einbrachte! Im ganzen Bezirk Frankfurt frist die Abwanderung nach Berlin häufig vier Fünftel des Geburtenüberschusses, und wenn die Statistik für den Potsdamer Bezirk bedeutend günstigere Zahlen herausrechnet, so darf sie redlicherweise nicht verschweigen, daß Nutzen von der starken Zuwanderung fast ausnahmslos nur Berlin und seine Vororte, Groß-Berlin, haben. Nahezu alle anderen Kreise verlieren.

V.

Der Altersaufbau der Provinz regelt sich genau danach. Dr. Theodor Meinerich urteilt in einer fleißigen und gewissenhaften Studie, zweiter Band der Landeskunde der Provinz Brandenburg: „Im Regierungsbezirk Potsdam vermindert sich zwar im zweiten und dritten Altersjahrfünft die Bevölkerung, dann aber macht sich der Einfluß der Zuwanderung geltend, indem die vierte, fünfte und sechste Altersklasse (15 bis 20, 20 bis 25, 25 bis 30) wieder an Zahl zunehmen. Hiermit teilweise im Zusammenhange steht andererseits im Frankfurter Bezirke gerade ein Rückgang in der vierten und fünften Altersklasse, der den Verlust durch die in diesen Jahren nur sehr geringe Sterblichkeit ganz beträchtlich übersteigt, also nur die Folge von Abwanderung sein kann." Noch deutlicher offenbart sich diese Tendenz in Berlin. Hier sind „die 20 bis 50 Jahre alten Personen um mehr denn ein Drittel zahlreicher als die Kinder bis zu zehn Jahren, die außerdem noch den 15 bis 20 und sogar den 30 bis 35 Jahre alten an Zahl nachstehen. Somit ist hier das produktive Alter auf Kosten der unproduktiven Jugend erheblich stärker vertreten als in der Brandenburger Bevölkerung. Im Alter von 20 bis 50 Jahren standen in Berlin 52 vom Hundert der Bevölkerung, in Brandenburg nur 43 vom Hundert." Die Großstadt läßt sich, was die kostbarste Nahrung, die Menschen, anbetrifft, von der Provinz ernähren; ohne diesen kraftvollen Zuzug wüchse bald genug Gras in ihren Straßen. Wohl gibt Berlin einen Teil seines Gewinnes an die Provinz heraus, etwa 260 000 geborene Berliner gehören jetzt zur brandenburgischen Bevölkerung. Aber sie wirken naturgemäß „verstadtlichend" und tragen einstweilen noch zur Erhöhung des Berliner Einflusses im märkischen Reviere bei, bis wieder der Umschwung einsetzen wird. Daß das frühere, noch 1882 erhalten gewesene Übergewicht der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung sich immer entschiedener ins Gegenteil verkehrt, ist schon angedeutet worden. Industrie und Handel, die vorzüglichsten Berufszweige der Großstadt, haben die Macht der jüngeren Schwester gebrochen. Weit über die Hälfte der Selbsttätigen steht im Dienste von Industrie, Handel und Verkehr; der Landwirtschaft liegt längst nicht mehr ein Viertel von ihnen ob. Sie hat ihre Hochburgen fern der Stadt, im Regierungsbezirk Frankfurt vor allem, dann im Luckenwalder Kreise, in Prenzlau und in der Ostprignitz. Hier arbeiten Handwerk und kleine Industrie noch gern mit ihr zusammen, bauen ihre Existenz auf der bäuerlichen Wirtschaft auf. Auch die der Provinz seit langem eigentümlichen, nicht aufgepfropften Industrien sind dank dem großen Absatzgebiete, das ihnen mit Hilfe Berlins erschlossen worden ist, froh aufgeblüht: die Ziegelfabrikation, Webereien und Spinnereien, nicht minder

Spreewälderin.

der Bergbau beschäftigen Tausende und tragen zum allgemeinen Wohlstand nachdrücklicher als früher bei.

Entscheidend für Brandenburgs heutigen und zukünftigen Charakter sind letzten Endes nicht wirtschaftliche Wandlungen und sensationelle Stadtbildungen, sondern die inneren Kräfte der Bevölkerung. Und sie eröffnen gute Aussichten. Das brandenburgische Volk hat sich noch nie unterkriegen lassen und wird auch fernerhin die alte Widerstandskraft zeigen.

VI.

Wer die Mark zuerst von einem der Schienenwege aus kennen lernt, die nach Berlin führen, der wird ihren landschaftlichen Reizen verzweifelt wenig Geschmack abgewinnen. Die Eisenbahngeleise laufen zumeist in alten Gletscherstromtälern dahin, über schieren Sand, und rechts und links von ihnen steht auf weite Strecken derselbe weiße Sand an. Durstige, trockene Kiefernwälder ohne Grasnarbe und Unterholz sind sein Schmuck. Man muß schon ins Gebreit hineinziehen, muß sich von der großen Heerstraße abwenden, wenn man zu freundlicherer Ansicht über unser Land gelangen will. Ebenso geht's denen, die die Wesensart des märkischen Volkes studieren. Sehen wir zunächst ganz von Berlin ab, das ein Kapitel für sich ist und als Sammelbecken deutscher wie ausländischer Schaffens- und Erwerbskraft besonders gewertet werden muß. Der Märker kommt dem Fremden nicht mit überströmender Herzlichkeit entgegen und vettert sich nicht an, ist zurückhaltend, mißtrauisch, wortkarg. Wie jeder echte Bauer im Norden, wie vielleicht, mit Ausnahme der Theater-Gebirgler, jeder Bauer überhaupt. Freilich betont er die Tatsache, daß er durchaus auf sich selbst steht, an sich selbst genug und für Unbekannte nichts übrig hat,

etwas stärker, etwas unfreundlicher als andere, die den schönen Schein zu schätzen wissen. Auf Äußerlichkeiten gibt er noch immer wenig. Kenner seiner Geschichte wird das nicht wundernehmen. Auf kargem Boden angesiedelt, der strenge Arbeit verlangte, wenn er den Ackerer ernähren sollte; in unablässigem, hartem Kampfe mit feindlichen Gewalten; immer wieder ein Opfer endloser Fehden und Kriege; immer wieder um den Lohn seiner Mühen betrogen — so konnte sich der Märker nicht von vornherein eine heitere Auffassung des Lebens aneignen. Er hatte ja genug damit zu tun, sich mit knapper Not am Leben zu erhalten. Jahrhundertelang ist sich die Mark der Segnung des Friedens kaum bewußt geworden. Von allen Seiten ward ihren Bewohnern genommen, und wenn dann schon einmal jemand kam, der im Geruche stand, geben zu können, nun, so hielt man sich eben an ihn. Demzufolge klingen die Berichte der ersten Reiseschriftsteller, die sich ins Brandenburger Revier wagten, nicht übermäßig begeistert. „Sind gar unfreundliche Leute", schreibt Martin Zeiler. „Sie geben dem Gaste das Wasser von gesottenen Eiern um Gottes willen, und wem es so gut zu teil wird, daß sie ihm eine reine Streu zum Nachtlager machen, der soll sich für einen großen Herrn achten." Ein bißchen säuberlicher mit dem Knaben Absalom verfährt schon Thrithemius, der 1515 den Hof Joachims I. besuchte. Er nennt die Märker gut und des Gottesdienstes beflissen, hält sie jedoch für Trunkenbolde und Müßiggänger, für größtenteils roh und ungebildet. Sein Tadel zielt wahrscheinlich in der Hauptsache auf die Herren des Hofes; mit dem gemeinen Mann wird er kaum in nahe Berührung gekommen sein. Denn dies eine steht fest: Müßiggang ist nie ein hervorstechender Fehler der Kleinen in Brandenburg gewesen. Dies Laster verbot sich hier von selbst. Recht übel kritisiert unsere Vorfahren noch ein anderer, scharfzüngiger Reisender jener Tage. „Sie hassen alles Fremde", so klagt er, „tun fast treuherzig, sind aber habgierig und unbarmherzig, von außen gleißnerisch, von innen reißende Wölfe. Immer nur auf Geld und Erwerb bedacht, halten sie nicht viel von Künsten und Wissenschaften." Die absprechenden Charakteristiken zeugen, wie man sieht, zum Teil gegeneinander. Tragisch wird man sie deshalb kaum zu nehmen brauchen.

Aus dem Schloßpark von Neu-Babelsberg.

VII.

Aber wirklich vorausgesetzt, daß die nicht günstigen Beurteiler von anno dazumal gerecht gewesen

sind — die meisten der von ihnen angeblich beobachteten schlechten Eigenschaften haben sich mit dem langsam steigenden Wohlstande der Bevölkerung und mit der steigenden Kultur bedeutend abgeschliffen. Die Hohenzollern sorgten als kluge Hausväter bald dafür, daß ihr Land vor inneren Unruhen und kriegerischen Überfällen, die alles mühselig Gebaute immer wieder hoffnungslos zerrütteten, gesichert wurde. Was die Bildung anbelangt, so stampften sie Fürstenschulen und dann auch eine Universität aus dem sandigen Boden, wobei sie sich frühzeitig des merkantilen Systems bedienten: nur wer in Frankfurt an der Oder studiert hatte, war befähigt, im Dienste des Kurfürsten ein höheres Amt zu bekleiden. Dem Wohlstande wie der Kultur halfen die Herrscher gern mit dem Krückstock nach; erklärlicherweise blieb das noch lange Zeit bemerkbar. Aber ohne die guten Seiten der Märker hätte alle kurfürstliche und königliche Aufmunterung nichts genützt. Die unverdrossene Fähigkeit des Volksstammmes, seine Ausdauer und Betriebsamkeit, die kein Unglück schwächen konnte, sind ebenso preisenswert wie seine Liebe zur Scholle. Was Friedrich Wilhelm IV. von den Teupitzern gesagt hat: „Sie sind meine Treuesten, denn sonst wären sie schon längst ausgewandert" — das gilt eigentlich beinahe von allen Märkern. Geiz und Habgier, diese beiden allzu entschuldbaren Laster bitterer Armut, sind doch auch in Wahrheit ihre einzigen Hilfsmittel zu sicherem Emporkommen. Einen, der sich groß hungern muß, sollte man sie nicht allzu entrüstet vorwerfen.

Und bei aller Kärglichkeit seiner äußeren Lebensführung ist der Märker immer innerlich reich gewesen. Sang und Klang grüßen den Wanderer in den alten Landen noch heute, wie sie ihn vor Zeiten grüßten; nirgendwo hat der Sagenbaum reichere Wurzeln geschlagen als bei uns: kein Dorf, kein Landhügel, kein See, den nicht köstliches Rankengeflecht umspinnt. Wer unser märkisches Volk und sein unter weicher Schale verstecktes, sinnendes Dichtergenie recht erkennen will, der muß sich in seinen Sagenschatz vertiefen. Diese quellende Fülle der Geschichte zeigt erst deutlich an, was dem Märker die Heimat ist, wie er zu ihr und ihren Göttern steht. Sie verrät sein tiefes, vor fremdem Blick sich freilich stolz und unwirsch verbergendes Empfinden; sie offenbart so viel Sinn für die geheimnisvolle Wunderwelt jenseits des Tages, daß niemand, der sie auch nur ein wenig kennt, dem Märker germanisches Gemüt und germanische Liebe zu den „tausend Stimmen im Grund" absprechen wird.

Im übrigen wirkt die Nähe der gewaltigen Großstadt unabläßig auf märkische Wesensart ein und wandelt sie mit zwingender Gewißheit. Es ist heute kein Dorf in der Uckermark, kein Herrenhaus im Sternbergschen, keine Spreewaldkaupe, die nicht irgendwie mit Berlin in engem Zusammenhang steht und von ihm nachhaltig beeinflußt wird. So viele geistige Beziehungen sind — allein schon durch die den Berliner Geist atmenden und ausbreitenden Zeitungen — zwischen dem platten Land, den Land- und Kreisstädten einerseits und Berlin andererseits angesponnen worden; als so vielgestaltig reich und unzerstörbar stellen sich die wirtschaftlichen Verbindungen dar, daß am Ende jede scharfe Trennung unmöglich ist. Im Hin und Her der Einflüsse aber erliegt zuletzt unweigerlich das Land. Man mag die Verwässerung, die Auslaugung und Umwälzung des altbrandenburgischen Charakters noch so sehr beklagen, schützen kann ihn niemand vor dem „gefräßigen Wurm

im Herzen der Mark". Alle Städte und Dörfer im weiten Vorortkreise sind ihm bereits verfallen. Sie streben mit Macht dahin, der Hauptstadt so ähnlich wie möglich zu werden; vier- und fünfstöckige Bauten, durch die sie ihr ruhiges Bild entstellen, die Nachäffung durchaus nicht nachahmenswerter Berliner Eigentümlichkeiten sind ihr Ehrgeiz. Fehlt es doch selbst in Potsdam, dem fest in sich gegründeten, nicht an Versuchen, die schlichte, in ihrer Einfachheit so überaus wirksame und stimmungsvolle Linie der friderizianischen und vorfriederizianischen Häuserreihen aufzulösen; dröhnt doch der ganz überflüssige Reklamelärm, den übergroße grelle Firmenschilder, bombastisch aufgemachte Läden verursachen, auch schon durch die vornehme Havelstadt! Der lebhafte und bunte Berliner Geschmack drängt den märkischen, der ehrenfest schwerfällig und so gar nicht ästhetisierend ist, allenthalben in die Rumpelkammer. Man schämt sich seiner, wie man sich alter Trachten, alter Bräuche, alter Lieder, kurz alles „Altfränkischen" schämt. Selbstverständlich wandelt sich mit dem Äußeren auch das Innere. Den Stadtmanieren folgt das städtische Denken. Und wissentlich oder gedankenlos, gern oder widerwillig nimmt der Uckermärker, der Sternberger, der Spreewäldler ein berlinisches Gepräge an. Ihre völlige Einteufelung liegt gewiß noch weit im Felde, und wer unverfälschte Brandenburger Sitten und Denkart liebt, findet noch reiche Gelegenheit zur Ergötzung. Doch das Zügenglöcklein läutet. Die Provinz Brandenburg wird dem Schicksal, eine Provinz Groß-Berlin zu werden, kaum entgehen können.

VIII.

Immerhin spricht auch manches dafür, daß jene einheitlich gewordene Volksmischung, die die Hufen zwischen Elbe und Oder-Nebenflüssen bebaut, dem unausgeglichenen Völkergemisch an der Spree ihrerseits manche märkische Eigenschaft ins Blut gießen wird. In der Unermüdlichkeit, dem zähen Eifer und der ungeheuchelten Arbeitslust ähnelt der Neuberliner seinem Vetter auf dem Lande gerade so wie in der Erwerbstüchtigkeit und der Kunst, Haus zu halten. Es ist keineswegs lange her, daß Berlin die ihm anhaftende märkische Knauserigkeit mühsam abgestreift und sich weltmännischer Genußsucht ergeben hat; die Stimmung: „Heute kauf' ich die Welt, und wenn sie fünf Silbergroschen kostet" ist bis in die letzten Jahrzehnte hinein echt berlinisch gewesen. Ähnlich wird's anderen Tugenden und Untugenden brandenburgischen Gepräges ergehen. Wenn der unbändige Zuzug von Abenteurern und Glücksmachern aller Art nach Berlin erst einmal nachgelassen hat, wenn die aus allen Staaten des Reiches und aus allen fremden Reichen in Berlin einmündenden Menschenströme nicht mehr feindselig, scharf geschieden nebeneinander herfließen, sondern sich zu einer Flut verschmelzen, dann werden Urblut, Klima und Überlieferung Berlin doch zu einer hauptsächlich märkischen Stadt machen. Man lasse den mit fremden Reisern überpfropften Baum nur erst einmal genügend tief Wurzel fassen und sich genügend auswachsen. Noch ist jede Kolonialstadt schließlich bodenständig geworden. So dürfen wir hoffen, daß der märkische Volkscharakter mit all seinen Knorren und Knubben, mit seinem körnigen Eisen und seiner rauhen Tüchtigkeit eine glanzvolle Auferstehung an der Spree erleben wird. Fremdes Blendwerk wird abfallen, allerlei Schaum und Gischt abgestoßen werden —

und zwischen Pommern und der Lausitz, Posen und Sachsen sitzt dann in Dörfern und Millionenstädten dasselbe hartgehämmerte, für Befruchtung durch die weite Umwelt wohl empfängliche, aber treu an erprobter Väterart festhaltende Volk. Martin Zeilers unfreundlichen Leuten und Fremdenhassern, die mit dem Wasser von gesottenen Eiern geizen, wird man so wenig begegnen, wie den rohen und ungebildeten Verächtern von Kunst und Wissenschaft, die Thrithemius und sein Schüler anklagen. In dieser Beziehung bessert sich der Märker von Tag zu Tag. Dagegen wird ihm allezeit der Sinn für Geld und Erwerb bleiben, wie die mißtrauisch wägende Vorsicht und die weise Erkenntnis, daß selbst der Mann und jeder sich selbst der Nächste ist.

Stift Heiligengrabe. Inneres der Kirche.

Das Dorf.

Von Robert Mielke.

Im Westen, hinter den hügligen Wellen der Prignitzer Südböschung, sank die Sonne herab. Dunkler als an heißen Sommertagen hoben sich die Wegebäume und die wenigen Reste des ehemalig großen Kiefernwaldes von den Wiesen und Stoppelfeldern ab; massiv und breit, als wollte er den Weg versperren, stand der granitne Turm der nahen Ortskirche vor dem blauen Himmel, an dem in gemächlicher Bahn die purpurumsäumten Wolken dahinzogen. Und in der Niederung wallten die Nebel auf, unruhig wogend, als fürchteten sie die letzten Strahlen des sinkenden Gestirnes, ein stimmungsvolles Bild der märkischen Landschaft. So sah ich sie einst an dem Abend eines warmen Septembertages, während schweigend, wie es im Charakter unseres märkischen Landvolkes liegt, die letzten Arbeiter von den Kartoffelfeldern heimwärts zogen.

Eine Stunde später saß ich in der gemütlichen Laube des Pfarrgartens. Der Abend war vollends hereingebrochen. Wie ein leiser Mantel wehte die Stille um uns her, die nur von dem Kläffen eines Hundes unterbrochen wurde. Nicht immer war es so, wie an jenem Abende. Es gab wilde Zeiten in der Mark, in denen Brand, Mord und Vernichtung über sie hinwegstürmten. Noch wußte man im Dorfe, wie mir der geistliche Hirte erzählte, manche Schreckenstat aus alter Zeit. Im Grunde genommen ist es dieselbe Geschichte, die wir überall aus den Werdetagen unserer Mark vernehmen, eine Geschichte, die mehr Leid als Freude kündet, die um so treuer im Gedächtnis erhalten bleibt, als sie eindrucksvolle Kleintaten aus dem Menschenleben erzählt. Auch die große Geschichte, als Albrecht der Bär ins Land kam, als die Quitzows durch die

Schloß Rheinsberg.

Dörfer zogen und kurfürstliche Beamte mit schwachen Kräften dem Ansturm der Schwedenkriege zu wehren suchten, ist den Dorfkindern nicht fremd. Aber sie ist ein Ergebnis der Schule. Wirkliche, erlebte Geschichte, die vielfach noch an einzelnen Stätten der Dorfflur rankt, die setzt erst ein mit dem achtzehnten Jahrhundert. Erst jetzt strömt ein klareres geschichtliches Erkennen durch unser märkisches Volk; erst von der Zeit Friedrich Wilhelms I. wachsen Namen von bekanntem Klange in die Zeitgeschichte hinein.

Das Volk sieht seine Vergangenheit nur mit den Augen der Voreltern. So weit noch mündliche Überlieferung zurückreicht, weiß es die Ereignisse der nahen Umgebung anzuschließen an den Gang der größeren Landesgeschichte, wenn auch das kleine dörfliche Ereignis in seltsam verzogenen Linien sich in die großen Taten hineinrankt, sie verändert und sie immer wieder mit dem Einzelschicksal verknüpft. Was hinter der Erinnerung der letzten beiden Jahrhunderte liegt, was noch in den Linien der Feldmark, in dem Aufbau des Dorfes, in der Einrichtung der Häuser und in der gesamten geistigen Struktur der Bewohner sich als Überreste einer entlegeneren Zeit aufdrängt, das weiß man nur unvollkommen zu deuten. Man nimmt es hin als Tatsachen, aber man grübelt nicht über ihre Entstehung. Wo indessen noch nicht alle Fäden der Erinnerung verblaßt sind, da mischen sich die Farben zu einem dunklen Grau, auf dem nun um so heller die Sage ihre bunten Blumen sprießen läßt. Da jagt noch der wilde Jäger über die Flur, da rauscht der Wald die dunkle Mär von Frigg und Wode, und da weiß oft noch die Kunde, daß bei dem Bau der Kirche oder bei dem Guß der Glocken der Teufel sein Spiel getrieben. Aber bleischwer lastet häufig auf dem Einzelnen die Erinnerung, daß die Vorfahren einst Wenden gewesen seien, eine Erinnerung, die man gerne ertöten möchte, die aber immer wieder nachwächst, obwohl es in den meisten Fällen garnicht einmal stimmt. Vorhanden ist aber ein dunkles Nachklingen aus den Zeiten der Guts- und Erbuntertänigkeit, der persönlichen Dienste und der örtlichen Gebundenheit, das die psychologische Stimmung für einen solchen Gedankengang wachruft. Wie einst die Not der Schwedenkriege alle geschichtliche Erinnerung orientiert hat, so bewirkte der Niedergang des märkischen Bauerntums eine allgemeine Depression des geschichtlichen Denkens, die in mißverstandenen Gepflogenheiten immer wieder neue Stützen fand. Daß die Ackerflur mit ihrer Hufeneinteilung, daß ferner die Dorfanlage und die Institution des Schulzenamtes und des Dorfgerichtes ein schöneres Bild als den Untergang der Bauernfreiheit zeichnen, das ist bis auf wenige, häufig erst durch neuzeitliche Literatur hervorgerufene Einzelbilder völlig verwischt. Nur der Kundige weiß noch, daß mit der Kolonisation des märkischen Landes das Wendentum, soweit es nicht aus slawisierten Resten der älteren germanischen Bevölkerung bestand, fast völlig untergegangen oder in dem deutschen Volke aufgegangen ist. Nur in einzelnen Gebieten im Süden und Osten der Mark, wo besondere gutsherrliche Verhältnisse auch die Landbevölkerung zu einer verhältnismäßig unbeweglichen Masse aufstauten, treten diese Erinnerungen etwas begründeter auf.

Eine gewaltige Kulturtat, der man so leicht keine zweite an die Seite stellen kann, brachte die Kolonisation der ostelbischen, besonders der märkischen Gebiete mit sich. Das Slawentum hätte eine gleiche Entwicklung aus sich heraus nicht schaffen können; dazu

waren seine politischen Anlagen nicht vorbereitet. Lose staatliche Verbände, die in ihrem Wesen fast durchgängig auf die kleinen Dorforganismen mit ihren, zum Teil priesterlich zugespitzten Verfassungen zurückgingen, konnten nur eine kümmerliche Landwirtschaft aufkommen lassen. Wir lesen wohl von Dörfern und Städten, die nur regellose Anhäufungen dürftiger Hütten waren, die dem fast unberührten Boden nur die notwendigsten Getreidefrüchte ablocken konnten, weil der wendische Haken keine eigentliche Ackerkultur aufkommen ließ. Dazu kamen eine spärliche Viehhaltung, bei der Rind und Schwein die Hauptrolle spielten, und eine wesentlich besser ausgebildete Fischerei, schließlich wohl auch noch ein gelegentlich erlegtes Stück Wild, die den Grundbestandteil der täglichen Nahrung bildeten. Von einer nach bestimmten Grundsätzen aufgeteilten Flur kann in der Mark nur insofern die Rede sein, als die Hütte auf dem zugehörigen Gelände stand, das mehr Gartenkultur als Ackerbau begünstigte. Man spricht zwar von einer radial aufgeteilten slawischen Ackerflur, die in wenigen schlesischen und verhältnismäßig späten Flurkarten nachzuweisen ist, in Brandenburg ist davon nichts übrig geblieben und vermutlich auch niemals etwas vorhanden gewesen. Dem Slawentum fehlte, wie für die Bildung fester politischer Verbände, auch jede Anlage zu einer organisierten Disziplin des Ackerbaues.

Diese kam erst mit den deutschen Kolonisten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ins Land. Im Westen und Nordwesten Deutschlands waren vorher bereits feste Grundsätze für die Anlage von Flur und Dorf entstanden. Was dabei in der politischen Entwicklung und unter den Bedingungen der verschiedenartigen Gebiete und der Stämme noch unentschieden und schwankend blieb, das wurde unter dem Zwange einer systematischen, großzügigen Landbesiedelung zu einem festen Schema. Der Landesherr rief einen Unternehmer, übergab ihm ein für das Dorf bestimmtes Gebiet und überließ ihm die Ansetzung der Bauern. Diese wieder erhielten einen für die Bedürfnisse eines Haushaltes genügenden Boden, die Hufe, und in der Dorfanlage einen ausreichenden Boden für die Errichtung von Hof und Haus. Ob das Land nach der flämischen oder nach der Königshufe, die wir zumeist in Brandenburg finden, aufgeteilt wurde, hat für die Gegenwart wenig Bedeutung, weil sowohl die ursprüngliche Aufteilung wie ihre spätere Zerstückelung durch die Separation im achtzehnten Jahrhundert verwischt wurde. Nur das Dorf selbst, die Anreihung der Höfe waren nicht nach demselben Schema, sondern nach den Wünschen der Zuwanderer, vielleicht auch nach dem Willen der Grundherren, angelegt. Die Höhe des Wohlstandes, die besondere wirtschaftliche Lage und andere Faktoren haben dann weiterhin dazu beigetragen, diese Verschiedenheiten weiter auszubilden.

Wir haben also in den märkischen Dörfern keine Gleichmäßigkeit, sondern eine Vielgestaltigkeit der Anlageformen, die aber wieder in Beziehungen steht zu den großen Entwicklungsstufen des deutschen Dorfes überhaupt. Wie die Bevölkerung, hat auch die dörfliche Siedelung viele Eigenarten ihrer Herkunft bewahrt und sie je nach den landschaftlichen Besonderheiten örtlich getönt. Die aus den niederdeutschen Küstengebieten stammenden Kolonisten brachten die einzeilige, weit auseinanderliegende Deichsiedelung mit, die besonders in den breiten Überschwemmungsgebieten die einzig praktische Form ist. In der Lenzer Wische, der großen Elbniederung zwischen Dömitz und Lenzen, in der die

Eberswalde.

Wiesen erst durch mächtige Dammbauten den Wassergewalten abgewonnen wurden, sind die Höfe in einer fast zwanzig Kilometer langen Zeile aufgereiht. Kein Zwischenraum trennt die einzelnen Dörfer, die mit der Vorderseite nach dem Kulturlande gerichtet sind, mit der Rückseite aber sich an den starken Deich lehnen. Wo das Auge auf den Weiden leichte Trennungsdämme wahrnimmt, sieht es zugleich die Binnendeiche, die gegen den bösen Rückstau des Wassers errichtet wurden. Auch heute noch, nach fast siebenhundertjähriger Entwicklung, muten diese Dörfer den Wanderer eigenartig an, der auf dem gewaltigen Elbdeich entlang wandert. Ein Eichen- und Rüsterwald, dessen größten und schönsten Bestände leider der Stromregulierung zum Opfer fallen mußten, bedeckt das Zwischenland zwischen Elbe und Deich. Auf der anderen Seite lagern inmitten der baumreichen Höfe die alten Sachsenhäuser mit ihren großen Strohdächern. Und hinter den Höfen und Gärten graft ein kräftiger Rinderschlag auf den Weiden, die durch Querdämme begrenzt sind, die zugleich Schutz gegen den gefährlichen Rückstau der Frühjahrsüberschwemmungen boten. Einst zog sich die einzige Dorfstraße auf der dem Flusse abgewendeten Seite der Höfe entlang; heute läuft die Hauptverkehrsader neben oder auf dem Deich entlang. Dadurch sind die ehemaligen Rückseiten der Häuser zu Hauptseiten geworden, was leider auch oft genug zu dem Ersatz der schönen sächsischen Dielenhäuser durch unschöne moderne Ziegelbauten geführt hat.

Das ist sehr zu beklagen. Die Dörfer der Lenzer Wische haben durch das Eindringen fremdartiger Bauernhäuser viel an Reiz verloren. Wer die Poesie des Dorfes in dem harmonischen Zusammenklang von Hof und Landschaft zu empfinden weiß, der wird diese modernen städtischen Eindringlinge umsomehr ablehnen, als er in unberührten Dörfern wahrnehmen kann, wie sehr unsere Landleute einst Sinn und Empfänglichkeit für das Schlichtschöne besaßen. Gewiß! Jede Siedelung ist eine Beeinträchtigung der Natur; aber dieser Gegensatz zwischen Kultur und Natur hat erst in unserer Zeit vielfach mit der Zerstörung, ja auch mit der Vernichtung der letzteren geendet, während sich eine nicht gar zu ferne Zeit mit einem Kompromiß begnügte, in dem die Natur geregelt, aber nicht unterjocht wurde. Gerade die alten Sachsendörfer in der Prignitz, die mit der Bevölkerung auch viel sächsische Gewohnheit ins Land brachten, lassen diesen guten konservativen Sinn noch deutlich hervortreten. Nur der Elbstrom trennt das Land von dem hannoverschen

Niedersachsen; seine Wellen bespülen den Fuß des Höbeck, auf dem Karl der Große einst eine feste Schanze errichtet hatte. Da sind die Beziehungen zwischen dem Volkstum hüben und drüben eng genug, um eine gleiche Gesinnung jahrhundertelang zu pflegen. Der stolze Niedersachsenspruch: „So lange noch die Eichen wachsen um Hof und Haus, so lange stirbt in Niedersachsen die alte Stammesart nicht aus" hat auch für die Prignitz Geltung behalten, bis erst die letzten Jahre eine Wandlung einleiteten. Hoffentlich nur vorübergehend, hoffentlich kehrt man wieder zurück zu der alten schlichten Gesinnung, die in den Dörfern der Lenzer Wische so schöne Beispiele märkischer und niederdeutscher Heimfreudigkeit geschaffen hat.

Einst hatte das niederdeutsche Sachsendorf den größten Teil der Prignitz beherrscht; aber es trägt den Umständen Rechnung, die in der planmäßigen Besiedlung eines Landes liegen. Es ist nicht gewachsen aus Anfängen und der folgerichtigen Entwicklung einer Bevölkerung, die seit mehr als einem Jahrtausend auf demselben Boden sitzt, sondern es ist als ein fertiger Siedelungstypus übertragen worden. Das Dorf, mit dem die fürstlichen und geistlichen Kolonisatoren die weiten Gelände der Kultur und dem Christentum eroberten, ist ein Ergebnis kühler Erwägung. Da die Gelände häufig erst durch Roden des Waldes oder durch Eindämmung der Sumpf- und Moorgebiete gewonnen wurden, so hatte die Anlage einer breiten Dorfstraße, um die sich die Höfe in gleichen Abmessungen lagerten, viel Vorteile. Freilich erlahmte das Schema bald, nachdem es eben erst geschaffen war; die weite Ebenennatur Brandenburgs trug den Sieg davon über das nüchterne Schema des Katasters, das in seiner unbeschränkten Herrschaft doch viel Gleichförmigkeit mit sich brachte. Ohne die Straße aufzugeben, wurden die Höfe etwas freier angelegt, die Straßen zu einem breiteren Plane erweitert und damit die reichsten Formen des brandenburgischen Dorfes, die Angerdörfer, geschaffen.

Bauernhaus in Mödlich.

Der weite Anger, auf dem im Sommer eine eigene Wildflora blüht, ist gewissermaßen das Abbild der Dorfflur selbst, die in unmittelbare Beziehung zum Hofe, zum Hause und zu den Bewohnern tritt. Alte Linden oder Eichen beschatten ihn und die beiden Dorfwege, die sich an den Langseiten herumziehen und an den Enden vereinigen. Bald enger, bald in

weiteren Abständen, von einzelnen Flurwegen getrennt, liegen die Bauernhöfe mit der Giebelseite nach dem Anger. Nach rückwärts schließt die Scheune, nach der dritten Seite der Stall den viereckigen Hof, während die vierte, dem Anger zugekehrte Seite offen und mit einem Zaune, bisweilen auch durch ein Torhaus geschlossen ist. Der blumenreiche Bauerngarten mit einer altbewährten Dorfflora, in der auch traditionelle Arzneipflanzen Platz finden, liegt zwischen der Giebelseite und dem Straßenzaune; hinter dem Hofe dehnt sich der eigentliche Obstgarten aus, dessen Laubkronen dem Dorfe einen echt landschaftlichen und malerischen Zug verleihen.

Der Anger ist so recht das Herz des Dorfes. Er sieht fröhliches und ernstes Leben; seine Bäume rauschen eine eigene Melodie vom Leben und Sterben, vom Hoffen und Entsagen der Geschlechter. Hier tummelten sich Jungen und Mädchen im fröhlichen Spiel; auf ihm rateten die Alten über die Dorfangelegenheiten; von seinem Rasen aus verlas der Gemeindebeamte die Kundgebungen des Schulzen oder trug den Schulzenhammer mit einer Botschaft von Haus zu Haus. Der Anger war in bösen Zeiten, wenn feindliche Scharen drohten, das Stelldichein der Bewohner. Denn daran fehlte es leider nicht in dem Bilde unseres märkischen Dorfes, in dem der rote Hahn oft genug zu Gaste war und weder Alter noch Geschlecht, weder Hof noch Kirche verschonte. So oft wir eine einfache Fachwerkkirche finden, wo wir einen alten Feldsteinbau erwarteten, da haben Krieg, Brand und Zerstörung gewütet. Die Wut der Angreifer richtete sich gerade gegen die Kirche, die wie eine Zitadelle der letzte Schutz des Dorfbewohners war, wenn die das Dorf umziehenden Gräben und die an den Ausgängen errichteten Verhaue den Angriffen nicht mehr wehren konnten. Kein besserer Platz war in der Tat zu finden wie hier auf dem Anger, wo ihre festen Granitmauern festungsartig aufragten, dem Dörfler den letzten Rückhalt gewährend, dem Feinde freilich das Ziel seines Kampfes. Wie eine liebevolle Mutter hat die alte Kirche die Dorfbewohner beschirmt — auch im letzten Schlafe noch, wenn man sie im Bering der Friedhofsmauer in die Erde senkte. Es regt zum Nachdenken an, dieser Friedhof mit seinen halb in die Erde gesunkenen Holzkreuzen, der wuchernden Flora, die auf Gräbern keimt und Zeugnis ewigen Werdens ist, während Geschlecht auf Geschlecht dahingestorben ist und der Auferstehung entgegenharrt. Die leibliche Hülle hat man hinabgesenkt in den dunklen Schoß, etwas aber ist geblieben, das zwischen den Gräbern und unter dem alten, an der Kirchenmauer stehenden Holunder nistet, das wie ein wehmütiger Gruß des Toten an den Lebenden ist: das ist die Sage. Was sie flüstert und raunt, ist oft tiefe Wahrheit im ganzen, seltsame Mär im einzelnen; aber sie leuchtet mehr im Dunkel und in Nacht, als im hellen Sonnenschein. Natürlich! Hier rauscht eine Quelle der Phantasie, die älter ist als Kirche und Christentum; hier rauscht aus den eingesunkenen Schächten des Heidentums eine Quelle von Poesie, die zum Dorffriedhof gehört wie das Getreidefeld zum Dorfe.

Ein anderes Bild, nicht weniger freundlich, zeigt sich in manchen Dörfern der Mittelmark. Der Anger ist zur Straße eingeengt, auf der die Kirche nur mühsam ihren Platz behauptet hat, wenn sie nicht in die Reihe der Bauernhöfe gerückt ist. Es ist eine andere Stimmung in diesen Straßendörfern, die sich nicht mehr so behäbig, so breit in die Flur

dehnen, sondern mit den aneinandergerückten Häusern mehr Tätigkeit, mehr pulsierendes Leben zu verraten scheinen. Das ganze Dorf ist straffer, man kann sagen militärischer, preußischer angelegt als das stimmungsvolle Angerdorf. Ein fester Wille hat die Höfe mit ihren Fachwerkbauten geregelt, hat das Leben, das auf den Anger gehört, aus ihm heraus in die Höfe gezogen und diese an die Straße gedrängt. Gesteigert wird dieser Zug, wenn ein zweiter Weg die Siedelung von der Seite durchquert, an dem sich wieder andere Höfe, in der Regel jüngere Ausbauten, lehnen. So ist eine kreuzförmige Anlage entstanden, die im Mittelpunkt gern den Dorfkrug, die Schmiede und neuerdings oft die Schule vereinigt. Gewiß hat hier eines Grundherrn einflußreiche Entscheidung die Linien bestimmt, um die sich die Höfe gruppierten. Das ist um so wahrscheinlicher, als sie sich in einzelnen Gebieten, wie im Oberbarnim, zusammendrängen. Aber keine Urkunde sagt etwas über diese Siedelungen; die Überlieferung schweigt, nur der sinnende Forschergeist glaubt die Spuren der Nachfolger Albrechts des Bären zu sehen, die an der Besiedelung des Barnim erheblich beteiligt sind.

Es ist etwas Rätselhaftes an diesen Dörfern, die nur durch eine gewaltige Arbeitsleistung innerhalb weniger Jahrzehnte von einem Geschlecht geschaffen worden sind, das in der Pflugkultur die sicherste Grundlage des Deutschtums erkannte. Klar und deutlich sagt die Anlage, daß nur überlegene Organisation die Straße und die Höfe abgemessen hat, wie es die Registratur eines modernen Gemeinwesens auch nicht besser tun könnte, und trotzdem weiß man nicht, wer der eigentliche Schöpfer dieser Anlagen ist. In einem vollen Jahrhundert hat sich dieses Straßendorf weit in die Ostmark vorgeschoben: aber es ist in dem Maße, in dem es nach Osten vorrückte, auch wieder freier geworden und hat sich dadurch wieder dem Angerdorf genähert. Im Grunde genommen bleibt es gleichgültig, wer diesen Typus geschaffen hat; die Hauptsache ist doch, daß er verstanden ist und künstlerische Lösungen der Dorfbaukunst ermöglicht hat.

Noch andere Gedanken regen sich, wenn wir weiter Umschau halten in unseren brandenburgischen Dörfern. Da finden wir in einigen Gegenden, in der Prignitz, im Südosten der Mark und in kleineren Gebieten ein sogenanntes Runddorf, ein Dorf, das man, dem Klange der meist fremdartigen Laute folgend, ohne weiteres den wendischen Vorbewohnern zugesprochen hat. Ein Widerspruch blieb es aber trotzdem, daß in diesen Runddörfern mit den slawisch angehauchten Namen meistens eine Bevölkerung sitzt, die durch Aussehen und Familiennamen als durchaus deutsch legitimiert wird. Und schließlich ist auch das Runddorf, das seinen Namen von den kreisförmig um den runden Anger angeordneten Höfen führt, durchaus nicht immer rund angelegt, sondern findet sich in nicht geringer Anzahl auch in viereckiger Gestalt. Man hat diese Dörfer im Anschluß an unkontrollierbare Überlieferungen mit dem Bilde einer Wagenburg nicht nur verglichen, sondern sie unmittelbar aus einer solchen hergeleitet. Haben wir aber wirklich eine altslawische Dorfanlage vor uns? Die häufig slawische Form des Ortsnamens könnte dies nahelegen. Das Vorkommen in Mecklenburg, dem östlichen Holstein, Brandenburg, Ostthüringen, Sachsen und Franken, also in Ländern, in denen ehemals sicher eine slawische Bevölkerung gesessen hat, macht die Annahme einer wendischen Herkunft anscheinend zur Gewißheit.

Demgegenüber stehen aber sehr wichtige Tatsachen. Nicht allein, daß in den eigentlichen Slawenländern, in Polen, Rußland und in den südöstlichen Gebirgsländern Europas diese Rundlinge fehlen, sondern der Umstand steht dem entgegen, daß auch in zweifellos deutschen Gebieten die Neigung zu einer zentralen Lagerung der Höfe um einen Anger vorhanden ist. Es ist demnach nicht unwahrscheinlich, in den Runddörfern eine vorslawische Siedlungsform zu sehen, die die Stürme der Völkerwanderung und der wendischen Überflutung überdauert hat, die vielleicht die früheste Form einer konzentrierten Siedelung der germanischen Vorzeit ist. Dann hätte die Mark Brandenburg nicht nur eine große Anzahl solcher alten Volksdenkmäler, sondern einen zweiten höchst malerischen und künstlerisch vollkommenen Siedelungstypus auf ihrem Boden entstehen sehen. — Der runde oder viereckige Anger ist der gegebene Ort für alle Art Volksbelustigungen. Unwillkürlich denkt man an die Bilder der niederländischen Malerschulen, an die Werke der Teniers, Brouwer, Hals, Jan Sten und anderer, deren volksfrische Darstellungen sehr wohl auf diesen Angern stattfinden konnten, in die die schmalen Vorgärten wie Zungen hineinragen. Sind die Höfe noch mit einem umfangreichen Torbau nach dem Anger hin geschlossen, dann erscheint der Anger noch selbständiger, noch mehr als Ausdruck bäuerlichen Gemeinsinns. Als Tummelplatz der Jugend, als Stätte harmloser Volksfreudigkeit, zur Nachtzeit aber als Hürde des Viehes, hat dieser Anger eine feste Stellung im sozialen und wirtschaftlichen Leben des Dorfes gewonnen. Erhebt sich, was nicht immer der Fall ist, inmitten des Angers die Dorfkirche mit Friedhofsmauer und ragendem Feldsteinturm, dann gewährt eine solche Siedelung auch einen monumentaleren Anblick, der sich trotzdem nicht über den landschaftlichen Grundzug erhebt. Sie ist der vollendetste Ausdruck eines kleinen ländlichen Gemeinwesens.

Spricht man den Slawen dieses schöne Dorf ab, dann entsteht die Frage, ob sie überhaupt keine besondere Siedelung besessen haben. Auch darüber gewinnen wir jetzt größere Klarheit. Die Urkunden alter Städte sagen, daß man bei der Anlage der Stadt die wendische Fischerbevölkerung in eine besondere Straße gewiesen habe, in der sie oft bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein ein fast völlig abgeschlossenes Leben geführt hat. Mit einer kleinen Überhebung über die dürftigen Wohnhäuser sind diese Fischerstraßen Kietze genannt worden. Und in der Tat haben die Häuser etwas Unvollkommenes, Dürftiges an sich, das den Ausdruck Kietz, von Keiza-Hütte, bis zu einem gewissen Grade berechtigt erscheinen läßt. Diese Kietze, die auch als selbständige Dörfer, aber ohne größere Feldmark erscheinen, haben

Gransee.

Theodor-Fontane-Denkmal in Neu-Ruppin.

niemals die runde Form, sondern stets eine straßenförmige Gestalt. Sie haben viel Ähnlichkeit mit dem Angerdorf, das ja im Wesen auch ein Straßendorf ist. Ja, vielleicht ist das Angerdorf ein Kompromiß zwischen deutscher und slawischer Siedelung. Der Gedanke hat zugleich etwas Versöhnendes; er bezeugt, daß die wendische Bevölkerung gleichfalls an der malerischen Gestaltung unserer Landschaft nicht unbeteiligt ist. Seit er den Widerstand gegen die höhere deutsche Kultur aufgegeben und das Christentum angenommen hat, ist der Wende ein friedlicher Ackerbürger geworden, dessen weichere stimmungsvolle Art sich ergänzend dem kräftigeren Charakter der deutschen Bauernbevölkerung angepaßt hat.

Treten wir in ein wendisches Fischerdorf. In urwüchsiger Schlichtheit stehen die aus Fachwerk und Lehmstakenwerk oder aus Blockbalken erbauten, strohbedeckten Häuser vor uns. Eine auffallende Stille brütet über dem Anger, auf dem das kleine Spritzenhaus ein verträumtes Dasein unter der alten Dorflinde führt. Die Ruhe, die in dem Dorfe herrscht, scheint sich selbst der Jugend mitgeteilt zu haben, die ihre natürliche Lebhaftigkeit um einige Grade zurückgedämmt hat. Aber reicher und üppiger ist die Flora, die in den kleinen Gärten blüht und in wilder Fesselloſigkeit über die Zäune rankt, und zahlreicher das Kleinvieh auf dem Anger als in deutschen Dörfern. Das kann nicht überraschen, denn der Wende ist seit Jahrhunderten auf mageren Boden angewiesen geblieben, den er mit der einen Milchkuh bearbeitet, wenn er nicht — was nicht allzu selten ist — sich selbst vor den Pflug spannt, um die lose Ackerkrume zu furchen. Und die Bäuerin plagt sich nicht nur mit den Kindern, man sieht sie im Hause und im Gemüsegarten emsig schaffen — unermüdlich des Tages Last und Sorge tragend. Da wird der Blick frühzeitig müde; er streift gleichgültig darüber hinweg, daß hier ein Zaun zur Erde neigt, dort eine Scheibe blind geworden ist oder der Wind das Strohdach zerzaust hat. Es ist die trübe Melancholie des Gewährenlassens, die in diesen kleinen abgelegenen Dörfern herrscht,

jene Stimmung, die der Maler sucht, die aber dem wirtschaftlich vorurteilslos Denkenden nicht in gleichem Maße erstrebenswert erscheint.

Anders sieht es in dem deutschen Bauerndorfe aus, wenn es noch nicht in die Fangarme einer Industrie geraten ist. Der höchste Stolz des Bauern ist sein Hof, seine Freude das üppige Saatfeld und der Viehstand. Auch er ist schweigend und nachdenklicher Art, denn er muß arbeiten von früh bis spät; aber seine Kinder, für die er schafft, sind freudig, beweglich und laut, wie es der Jugend zukommt; sie tummelt sich auf dem Anger und schaut dem Fremden verwundert nach, der in ihren Spielkreis tritt. Und mit ihr wetteifert an Lärm der Hund, der auf jedem Hofe zu finden ist, dem schon die Nähe irgend eines Fremden Veranlassung zu einem wütenden Gebell ist. Es ist gut, daß er an der Kette liegt; denn es sind böse Kläffer unter diesen Wächtern des märkischen Hofes, denen es noch aus früheren Zeiten in den Knochen liegt, jeden Fremden anzufallen, der sich nicht durch Stock oder Peitsche Achtung verschafft. Der junge Dorfbewohner ist laut, aber er singt nicht. Das steckt ihm nicht so im Blute wie dem mitteldeutschen Franken, der auf Feld und Anger, im Hause und in der Ferne sein Lied ertönen läßt. Der deutsche Bauer in der Mark träumt auch nicht wie sein wendischer Kollege, dessen schweigsame Natur in einem stilleren Innenleben Ersatz findet.

Der Sohn des märkischen Dorfes zieht heute gern in die Stadt, um dort seiner Militärpflicht zu genügen. Nicht immer kehrt er zurück in sein stilles Dorf, sondern bleibt dort. Er findet in der Stadt wohl auch eine Tätigkeit, die ihn befriedigt, wenn er sich aber Rechenschaft über sein Leben gibt — sie kommt meist erst, wenn eine Rückkehr ausgeschlossen ist — dann klingt doch wohl eine leise Sehnsucht nach dem Dorfe durch Seele und Gemüt. Auch manches Dorf, das gar zu eng sich der großen Stadt angeschmiegt hatte und von ihr Nahrung und Gedeihen empfing, ist von dieser aufgesogen und von der Karte gelöscht worden. Andere wieder hat die Not früherer Zeiten vernichtet; Wald und Ähren wachsen, wo einst der Rauch durch das Dach emporstieg. Wo aber das märkische Dorf sich selbst treu geblieben ist, wo es noch alte eingesessene Familien umhegt, da blüht ein echtes fröhliches und ernstes Leben, wie es die Zeit gebiert — auch wenn die Gegenwart andere Anschauungen hineingepflanzt hat. In Wahrheit ist es ja auch in der Stadt nicht anders, wo indessen der zeitliche Maßstab unverhältnismäßig schneller die Veränderung bewirkt. Hier wie auf dem Dorfe sieht der Mensch die Stätten seiner Wirksamkeit sich ändern. Sie zerfallen, wachsen, werden vielleicht vollends vernichtet, verlegt oder nehmen ganz andere Formen an; der Mensch selbst aber, der niemals Rastende, bleibt im wesentlichen sich gleich, im Wünschen und Hoffen. Größer sind die Hoffnungen in der Stadt, regsamer die Wünsche. Der Dörfler bescheidet sich; aber er hat größere Anwartschaft auf die Erfüllung. Einst war es umgekehrt. Daß aber die Zeit dem Dorfe diese Freiheit zurückgegeben hat, ist die beste Grundlage für die Zukunft, ist die Sicherheit für ein stetiges Gedeihen des märkischen Dorfes und seiner arbeitsamen Bevölkerung.

Die Stadt.

Von Dr. E. Höhnemann.

Im Flachlande bildet die Stadt ein eindrucksvolles Landschaftselement. Mit ihren kompakten Häusermassen unterbricht sie viel wirksamer als der Einzelhof oder das Dorf die weiten Flächen der Felder und Wiesen, sie schafft an dem sonst von sanften Linien begrenzten Horizont eine kräftige Silhouette von rasch wechselnden vertikalen und horizontalen Linien und fügt durch die Farben ihrer Mauern und Dächer den malerischen Werten des Erdbodens, der Vegetation und des Himmels neue hinzu. Dem Reisenden, der sich ihr nähert, verrät sie sich schon von weitem durch erhöhte Belebtheit der strahlenförmig zusammenlaufenden Wege, sie gestattet ihm durch die Art des Verkehrs, der sich vor ihren Toren abspielt, Schlüsse auf die Beschäftigung ihrer Bewohner zu ziehen und verrät ihre Eigenart durch die Vorposten, die sie mehr oder weniger weit in das freie Land hinausgesandt hat. Städtisches Aussehen der ländlichen Gemeinden, Villen- und Laubenkolonien, Waldgasthäuser und vereinzelte gewerbliche Anlagen bekunden, längst bevor man der zusammenhängenden Häusermasse selbst ansichtig wird, die Nähe der Großstadt, deren Bewohner, teils um billige Lebensverhältnisse zu suchen, teils um dem Dunst und der Enge der eigentlichen Stadt zu entfliehen, in das offene Land hinausstreben; schmucklose und einförmige Reihen von Arbeiterhäusern, hinter denen sich ein Wald von Fabrikschornsteinen erhebt, sind den heranwachsenden Industriestädten vorgelagert; Vorwerke, Wasser- und Windmühlen, Scheunenreihen sind die Außenposten des Ackerbürgerstädtchens.

Mag auch die Entwickelung und die gegenwärtige Gestalt der märkischen Städte noch so verschieden sein, in ihrer Jugend waren sie durchaus einander ähnlich, denn ihre Gründung vollzog sich in einem relativ kurzen Zeitraum, meist im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, und nach einem einheitlichen Plan, der dahin zielte, dem neu erworbenen Lande Verkehrsmittelpunkte und zugleich feste Plätze für die Verteidigung zu schaffen. Die Städte sind demnach ziemlich gleichmäßig über das Land verteilt, liegen in fruchtbaren Gebieten naturgemäß dichter als in dürftigen Landstrichen und sind am regelmäßigsten da angeordnet, wo die geologischen Verhältnisse, wie in der Niederlausitz und in der nördlichen Neumark, auf weite Erstreckung gleich bleibende wirtschaftliche Bedingungen schufen. Bei der einstigen Unwegsamkeit der sumpfigen und Überschwemmungen ausgesetzten Talzüge entstanden Brückenorte für die Flüsse vornehmlich an Stellen, wo die Ränder der Hochflächen oder ihnen vorgelagerte Talsandterrassen halbinselartig in die Niederungen hinausragen und die Täler einengen. An der Spree begegnen wir einer ganzen Reihe solcher

Rathaus mit Roland in Brandenburg a. H.

Brückenstädte: Kottbus am Südrande des Spreewaldes, Lübben an der Einschnürung des Flußnetzes zwischen Ober- und Unterspreewald, Beeskow nördlich vom Großen Schwielochsee, Fürstenwalde zwischen der Lebuser und Storkower Hochfläche, Berlin zwischen Barnim und Teltow; an der Oder bildet Frankfurt die Verbindung zwischen den Hochflächen von Lebus und von Sternberg. Ist der Fluß dazu schiffbar, wie die Havel bei Brandenburg, die Spree bei Berlin, die Oder bei Frankfurt, so ist dadurch eine weitere Voraussetzung für das Gedeihen der Stadt gegeben. Daß aber nicht allein Verkehrsrücksichten die Flußufer für Städtegründungen besonders geeignet erscheinen ließen, lehren uns die zahlreichen Städte, die sich an die märkischen Seen anschmiegen, sich auf Halbinseln in die Wasserfläche hineindrängen oder Landengen zwischen zwei nebeneinander liegenden Seen einnehmen. In allen diesen Fällen war zweifellos der Schutz gegen feindliche Angriffe, den die Nähe des Wassers gewährt, für die Wahl des Platzes ausschlaggebend, daneben wohl auch der Fischreichtum der Gewässer, der den Bewohnern in Fastenzeiten eine willkommene Speise darbot und vornehmlich für die mit vielen Städten verbundenen Klöster eine unerläßliche Beigabe bedeutete. Man beachte, wie viele unserer märkischen Stadtbilder im Vordergrunde einen See zeigen, in dessen stiller Flut sich die aus frischem Grün hervorlugenden Gebäude und Türme widerspiegeln. Einen Ersatz für den Wasserschutz bieten vielfach schwer zugängliche Brücher, wo sandige insel- oder halbinselartige Erhebungen einen geeigneten Baugrund ergeben. Charakteristisch für solche Anlagen ist das Städtchen Reetz in der nördlichen Neumark, auch Luckau, Dahme und Jüterbog im seenarmen Süden der Provinz.

Noch deutlicher als in der Wahl der Örtlichkeit spricht sich der Charakter der Kolonialstädte in den Anlageplänen aus. Die Grundform der märkischen Städte ist der Kreis. Er wird diametral durchzogen von der durch Breite und Länge ausgezeichneten Hauptverkehrsader, im Westen manchmal Haupt-, im Osten Richtstraße genannt, von der sich an den Toren bogenförmig die weiterhin parallel verlaufenden Nebenstraßen abzweigen. Indem diese Straßenzüge rechtwinklig durch Querstraßen verbunden werden, entsteht ein rostartiges Gitter, in dem ein oder zwei Rechtecke als Plätze für die Kirche und das Rathaus frei gelassen sind. Wo das Gelände für die Anlage keine Schwierigkeiten bot, wie bei Soldin und Friedeberg in der Neumark, da ist diese Grundform in geradezu idealer Weise innegehalten worden, je unregelmäßiger aber die Geländeformen sind, um so mehr mußte von dem Grundtypus abgewichen werden. Frankfurt an der Oder und Landsberg an der Warthe, die sich mit dem überschwemmungsfreien Vorland zwischen

Fluß und Hochfläche einrichten mußten, haben die Form eines Ovals mit dem Fluß paralleler Längsachse. Inselstädte, wie Havelberg und Brandenburg gestalten ihr Weichbild dem Verlauf der Flußarme entsprechend, und eine Stadt wie Lippehne, die auf hügeligem Gelände erbaut und durch unregelmäßig begrenzte Seen eingeengt ist, läßt nur noch die Grundzüge des allgemeinen Stadtplans erkennen.

Ringmauern aus Backstein, Findlingen oder Raseneisenstein umgaben einst die märkischen Städte. Aber mögen sie den kriegerischen Stürmen früherer Jahrhunderte auch noch so kräftig Trutz geboten haben, dem Ausdehnungsbedürfnis der Neuzeit, dem Streben nach Licht und Luft, das mit dem Anwachsen der Bevölkerung immer drängender wurde, sind sie vielfach ganz oder teilweise zum Opfer gefallen. Nur wo ein Städtchen, vom großen Verkehr abgeschlossen und von der Industrie gemieden, die Zeiten überdauert hat, in denen man häufig ohne zwingenden Grund das Altertümliche leichtfertig beseitigte, ist die alte Schutzwehr mit ihren Tortürmen und Weichhäusern erhalten geblieben, um jetzt als Kulturdenkmal eine bessere Würdigung und Pflege zu finden. Templin in der Uckermark, in der auch sonst manches anmutige, durch nüchterne, moderne Bauten nicht allzu sehr veränderte Städtebild von vergangenen Zeiten erzählt, hat unter allen Städten der Provinz die besterhaltenen Ringmauern. Auch die kleinen Städte der Neumark, in erster Linie Königsberg, das märkische Nürnberg, geben Musterbeispiele mittelalterlicher Stadtbefestigung. Und wenn zur Sommerzeit die Feldfluren der neumärkischen Seenplatte in lichtem Gelb strahlen, erscheinen dem Wanderer, der selten begangene Straßen aufsucht, die grauen, hochragenden Feldsteinmauern des Städtchens Mohrin wie eine düstere Trutzburg aus längst vergangenen Tagen. Im Süden der Provinz sind Luckau, Dahme und Jüterbog durch bedeutende Mauerreste ausgezeichnet; besonders eindrucksvoll ist in Jüterbog der zinnengekrönte, noch aus Innen- und Außentor bestehende Backsteinbau des Dammtors. Auch in den Städten dicht bei Berlin, in Bernau und Mittenwalde, ist die alte Befestigung nicht ganz beseitigt.

Pretzlau. Pulverturm.

Stadtanlage und Umwallungen, die für die mittelalterliche Kolonialstadt zweckmäßig waren, mögen den Betrieb des heutigen Landstädtchens kaum stören, Berlin aber mußte bei der Entwicklung zur Reichshauptstadt und zur Weltstadt die beengenden Fesseln beseitigen und auch im Innern des alten Weichbildes seine Verkehrsadern erweitern und die auf kleine Verhältnisse zugeschnittene Verteilung der Grundstücke tiefgreifend umgestalten. Aber trotz der quer durch das Häusergewirr angelegten neuen Straßenzüge, der gerade in der alten Stadt für Großhandel eingerichteten Gebäude und Höfe erkennt man an der Winkligkeit und dem bogenförmigen Verlauf vieler Straßen

und an ihren noch erhaltenen ursprünglichen Benennungen die Ausdehnung des alten auf einer Spreeinsel gelegenen Kölln und seiner Schwesterstadt Berlin. Hier und da mahnt auch ein Durchblick auf alte gotische Kirchen, wie St. Marien, St. Nikolaus und die Kloster- und Parochialkirche an vergangene Zeiten, ohne den Gesamteindruck des modernen Stadtbildes wesentlich zu beeinflussen. Erst das erstarkende preußische Königtum hat in dem nordwestlichen Teil von Kölln für die Innenstadt wie für ganz Berlin ein architektonisches Zentrum geschaffen, das jedem, der die Schönheiten der Reichshauptstadt rühmt, vor allem anderen vor Augen steht, indem es ihn die Nüchternheit mancher Teile der allzuschnell gewachsenen Großstadt vergessen läßt. Hier erhebt sich der kraftvolle, ruhig edle Bau des Königsschlosses, den Schlüter in Friedrichs I. Auftrag aus oder vielmehr an Stelle der alten, unregelmäßigen Kurfürstenburg geschaffen hat. Seine nach Osten schauende Rückfront, die an den Hauptarm der Spree stößt, enthält noch malerisch wirkende Teile der früheren Anlage, die entgegengesetzte, gegen die Schloßfreiheit schauende Seite ist durch das von Eosander von Goethe eingebaute Triumphtor, über dem sich der Kuppelbau der Schloßkapelle erhebt, besonders reich gegliedert. Einst stand ihm gegenüber eine Reihe anspruchsloser Privatgebäude, jetzt ragt hier, umgeben von Trophäen und zahlreichen allegorischen Figuren und gegen den westlichen Spreearm durch einen Säulengang abgeschlossen, Kaiser Wilhelms I. Denkmal empor. Die Südfront mit ihren stattlichen Fensterreihen und zwei Säulenrisaliten schaut über den Schloßplatz hinweg auf den Marstall, einen stattlichen Bau im Stile der Spätrenaissance, und in die Breite Straße hinein. Im Norden des Schlosses steht wuchtig und groß das alte Museum mit seiner frei entwickelten Säulenreihe, ein Bau, in dem Schinkel es verstanden hat, hellenische Kunst mit preußischem Empfinden zu vereinigen. Es verbindet sich mit dem rückwärts dahinterliegenden neuen Museum, der Nationalgalerie und dem Kaiser-Friedrich-Museum zu einheitlicher Wirkung, wie auch die weiteren auf der Museumsinsel geplanten Bauten für Kunstsammlungen im Charakter eines ruhig edlen Klassizismus gehalten werden sollen. Im Westen leitet die breite Schloßbrücke, die durch ihren Figurenschmuck in künstlerische Beziehung zu dem Museum gebracht ist, hinüber zum Zeughaus, dem stolzen Denkmal preußischen Waffenruhms, im Osten die Friedrichsbrücke zur Börse. Mitten in die Ruhe und harmonische Einfachheit dieser Gebäude ist nun der figuren- und formenreiche Renaissancebau des Doms hineingesetzt als ein deutlich hervortretendes Zeugnis einer anderen Zeit und eines anderen Willens. Alle diese Werke der Architektur im Verein mit den Denkmälern preußischer Fürsten erzählen in beredter Sprache von der Gründung und dem Werdegang des preußischen Staates, von der festen Zuversicht in seine Beständigkeit und Größe, von dem ruhigen Kraftbewußtsein des erstarkenden Königtums und von dem Streben der Hohenzollern, die Kaiserwürde durch erhöhte Pracht zu repräsentieren.

Nicht minder reich an historischen Erinnerungen ist die berühmteste Straße Berlins „Unter den Linden", die sich in stattlicher Breite von der Schloßbrücke westlich bis zum Brandenburger Tor erstreckt. Ruhmgekrönte Heerführer an der Spitze siegreicher Truppen, Bräute von Hohenzollernprinzen, fürstliche Freunde unseres Herrscherhauses hielten durch sie ihren festlichen Einzug in die Hauptstadt. Sie sah die Gründung wie die hundertjährige

Jubelfeier der Berliner Universität, Deutschlands erster Bildungsstätte, die Volkshaufen der Revolution, die das schlichte Palais des Prinzen von Preußen zum Nationaleigentum erklärten, und die jubelnde Menge, die sich nicht genug tun konnte, dem hochbetagten Kaiser Wilhelm I., wenn er sich am historischen Eckfenster zeigte, ihre Liebe und Verehrung in stürmischen Huldigungen kundzutun. Pflegstätten der Künste und Wissenschaften, wie die Universität, die alte und die neue königliche Bibliothek, das Opernhaus und etwas abseits die Bauakademie, dem Heere gewidmete Bauten, wie das Zeughaus und die vom Kastanienwäldchen umrahmte Hauptwache, endlich die Paläste der Prinzen und Prinzessinnen umrahmen den östlichen, platzartig erweiterten Teil der Straße; und das Denkmal Friedrichs des Großen, die durch ihre künstlerische Vollendung wie durch die Person des Dargestellten volkstümlichste Schöpfung Rauchs, begrüßt uns an diesem stilvollen und harmonischen Zugang zu dem „berlinisch-preußischen Forum" am Königsschloß. Ganz anders geartet ist das westliche Ende der „Linden". Hier weitet sich die Straße zu dem rechteckigen Pariserplatz, der von lückenlos sich zusammenschließenden Palästen mit breiten, ruhigen Fassaden umgrenzt wird. Um so wirkungsvoller heben sich von ihren Mauerfronten die Säulenreihen des Brandenburger Tores ab, zwischen denen sich der Blick auf das Grün des Tiergartens erschließt. Jeden rechten Preußen überkommt ein stolzes Kraftgefühl, wenn er, vor diesem Kunstwerk stehend, der vaterländischen Ehrentage denkt, die nach treuer Pflichterfüllung und schwerem Ringen hier von König und Volk gemeinsam begangen werden konnten, und trefflich entsprechen dieser Stimmung die fest im Boden verankerten und mächtig emporstrebenden dorischen Säulen und die siegesfreudig die Quadriga lenkende Viktoria des Triumphtores.

Neben den genannten Plätzen hat nur der Gendarmenmarkt durch die Macht und beherrschende Stellung seiner Bauten, die auf weiser Raumverteilung beruht, im wesentlichen den Charakter jener Zeit des absterbenden Rokoko und des neu belebten Klassizismus bewahrt, in der Berlin der Hort der lokalen Kunst, ja ein Zentrum des Kunstlebens war. Ernstes Maßhalten, Abwendung von leichter, spielerischer Eleganz, Eigenschaften, die dem Wesen und dem Geschmack des Märkers entsprechen, kommen in seinen Bauten zum Ausdruck, nicht minder in den öffentlichen Gebäuden, die, teils vereinzelt, teils in Gruppen vereinigt, wie in der Prinz-Albrecht-Straße und in der Invalidenstraße, mitten in das Großstadtgetriebe hineingestellt sind. Reicher gegliedert, aber keineswegs unruhig, und von mächtiger Wirkung durch seine Größenabmessungen, insbesondere auch durch die breitgelagerte Kuppel, ist das Reichstagsgebäude am Königsplatz vor dem Brandenburger Tor. Trefflich stimmen dazu in den Größenverhältnissen die Denkmäler, die an die Taten und Männer der ruhmreichen, zur Aufrichtung des Deutschen Reiches führenden Zeit erinnern: die Siegessäule, die Standbilder Bismarcks, Moltkes und Roons.

Von den Kirchen Berlins, in den äußeren Stadtteilen an Zahl recht gering gegenüber der riesig angewachsenen Volksmenge, wirken nur einige durch freie Lage und architektonische Schönheit, viele sind kahl und konventionell, namentlich die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstandenen, oder kommen zwischen den Häusermassen nicht mehr zu voller Geltung, wie die beiden unter Friedrich Wilhelm I. erbauten Barockkirchen in

Freienwalde an der Oder.

der Mauerstraße. Nicht der kirchliche Sinn der Berliner, sondern die aneifernde, durch keine Spöttelei unkirchlicher Kreise beirrte Energie des Kaiserhauses hat eine Anzahl von Gotteshäusern geschaffen, die durch edlen Stil wie durch Kostbarkeit des Materials hervorragen und wesentlich zur Verschönerung des Stadtbildes beitragen. Erwähnt seien nur die hochtürmige Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche auf dem Auguste-Viktoria-Platz und die einfacher gehaltene, aber stimmungsvoll in den Invalidenpark hineingesetzte Gnadenkirche, beide Prachtstücke des romanischen Stils in moderner Behandlung.

Mag auch das rastlose Treiben der Großstadt den Genuß der hier und da verstreuten Schönheiten behindern, wer schauen und genießen will, der findet überall in Berlin, oft mitten in nüchterne Straßen hineingesetzt, Anregendes in Fülle. Er erquickt sich, auf der Stadtbahn die Spree querend, an dem Idyll des Schlosses Monbijou mit seinem kleinen Park und vergißt bei der Betrachtung des mittelalterlich anmutenden Märkischen Museums mit seinen malerischen Ecken und Winkeln, daß er sich hier im Gebiet prosaischer Geschäftshäuser und Speicher befindet. Die Kolonnaden in der Königsstraße, am Spittelmarkt und in der Mohrenstraße, jetzt zwecklos und nur verkehrshinderlich erscheinend, regen ihn an, sich auszumalen, welches schöne Bild sie einst boten, als sie noch Zugänge zu den Brücken der einstigen Festungsgräben bildeten. Manches alte Privathaus von hohem, künstlerischem Werte ist noch erhalten, und unter den modernen Bauten fallen neben vieler Alltagsware doch manche auf, die nach ihrem Zweck, sei es als behagliches Heim, sei es als geschäftiges Kaufhaus zu dienen, in künstlerisch vollendeter Weise charakterisiert sind.

Wie die Straßen der Innenstadt — schon durch ihre Gruppierung und durch ihre Namen — trotz aller Wandlungen doch noch an das alte märkische Städtchen erinnern, so

berichten die sich anschließenden Straßenzüge von dem Werden der preußischen Residenz und der Entwicklung zur Weltstadt. Sie alle lassen den Charakter der ihnen zur Zeit ihrer Entstehung aufgeprägt wurde, noch deutlich erkennen. Das regelmäßige und gradlinige Straßengegitter der Dorotheen- und Friedrichstadt, einst der vornehme, ruhige Westen des alten Berlin, hat sich in der Wilhelmstraße und ihrer nächsten Umgebung seine repräsentative Stellung bewahrt, während es sonst mit seinen Hotels, Restaurationen und Kaufhäusern das Hauptgebiet des Geschäfts- und Fremdenverkehrs geworden ist, das namentlich in der Leipziger und Friedrichstraße bis in die Nacht hinein von riesigem Verkehr belebt wird. Die Stadtteile, die sich im Norden und Osten an das älteste und ältere Berlin angelagert haben, sind in der Zeit entstanden, in der die noch junge Reichshauptstadt sich gewaltig zu vergrößern begann, und tragen daher alle Merkmale einer überstürzten Entwickelung an sich. Damals wurde für die Erzeugnisse, mit denen deutsche Arbeit einen Anteil am Welthandel zu gewinnen suchte, das Wort „billig und schlecht" geprägt; es gilt nicht minder für die in jener Zeit erbauten Häuser, Massenquartiere im schlimmsten Sinne des Worts. Ein Teil der zahlreichen, in den mannigfaltigen Industrien Berlins beschäftigten Arbeiterschaft bevölkert diese Gebiete und gibt ihnen ihren Charakter. Im Gegensatz dazu enthalten die Stadtteile im Westen der Königgrätzer Straße die Wohnstätten der wohlhabenderen Einwohner, der höheren Beamten und reichen Privatleute, die sich ein hübsch ausgestattetes, geräumiges Heim leisten können und auf größere Ruhe Wert legen.

Die Parkanlagen Berlins sind zwar nicht gerade zahlreich und ausgedehnt im Verhältnis zur Größe der Stadt, aber wohlgepflegt und reich an malerischen Baumgruppen und Durchblicken. Ausgezeichnet durch hügelige Bodengestaltung ist der Viktoriapark an dem einst wegen seiner sandigen Abhänge viel bespöttelten Kreuzberg. Hier gab es Gelegenheit, Wasserfälle, Schluchten und Felspartien zu schaffen, und von dem Denkmal zur Erinnerung an die Befreiungskriege, das sich auf dem Gipfel des Berges erhebt, genießt man einen prächtigen Blick hinein in die Straßenzüge und über das Häusermeer Berlins, das in der Ferne im Dunste der Großstadt verschwimmt. Der Tiergarten ist der durch Alter, Lage und Größe beliebteste und besuchteste Park Berlins. Vom unterholzreichen, dichten Jagdgehege der brandenburgischen Kurfürsten hat er sich zu einem lichten, wegsamen Schmuckpark entwickelt, der überall die Tätigkeit der pflegenden und gestaltenden Menschenhand verrät. Durch die Fülle der, zumal im östlichen Teil, in der Siegesallee und in ihrer Umgebung, aufgestellten Denkmäler ist er zu einer Ruhmes- und Gedenkhalle geworden, in der alle brandenburgischen Markgrafen und preußischen Könige bis zum Kaiser Friedrich und seiner Gemahlin die wechselvolle und ruhmreiche Geschichte unseres Staates künden. Auch der größten deutschen Dichter und Komponisten ist hier pietätvoll gedacht. Und an einer der lauschigsten Stellen mitten zwischen Blumenbosketts und umrahmt von üppigstem Baumbestand, erhebt sich das Marmorstandbild der holdseligen Königin Luise und Friedrich Wilhelms III., dem sie in schwerer Zeit die treueste Stütze und Beraterin war. Hastig und geräuschvoll treibt mitten durch den Tiergarten der Verkehr zwischen Berlin und Charlottenburg, aber auch heute noch kann man zu geeigneter

Stunde am lieblichen Goldfischteich, im Park des Schlosses Bellevue, an der reizenden Kaiser-Friedrichs-Gedächtniskirche oder am Langen See sich an den durch Zusammenwirken von Natur und künstlerisch gestaltender Menschenhand geschaffenen Schönheiten erfreuen.

Auch ohne Zutun des Menschen schafft die Natur dem Auge Erfreuliches selbst an Stellen, an denen das nüchterne Streben nach Erwerb, das Ringen um die äußerlichsten Daseinsbedingungen auf gefällige Linien und Farben keinen Wert legt. Luft und Licht verbreiten Glanz und Schimmer über kahle Mauern, bringen in ihren Wechsel Leben in die starren Massen und schaffen so Schönheiten, die von empfänglichen Sinnen bewußt empfunden und von geschickter Künstlerhand verkündet werden. Namentlich die Umgebung des Wassers bietet vielfach Gelegenheit zu genußreichem Schauen. Man denke sich nur einmal die Spree aus Berlin fort: die Stadt verlöre damit nicht allein einen ihrer wichtigsten Verkehrswege, auf dem ihr Bau- und Brennstoffe, Lebensmittel, Rohmaterialien für die Industrie in Menge zugeführt werden, sie würde auch um eine ganze Reihe von anmutenden Flußbildern ärmer werden, die an Uferstraßen und auf Brücken belebend und befreiend dem Wanderer entgegentreten. Wohl sind die Häuser Alt-Berlin und -Kölns, die sich einst malerisch um die Flußgabelung am Mühlendamm und an der Fischerbrücke gruppierten, längst den Anforderungen der Neuzeit zum Opfer gefallen, aber noch heute verweilt man gern auf einer der über die Oberspree führenden Brücken, um über den Fluß hinweg auf das Stadtpanorama zu blicken, wenn der Dunst der Großstadt die störenden Einzelheiten verwischt, die Fernewirkung hebt und den Eindruck der Massen- und Höhenverhältnisse steigert. Vornehmer ist die Spree an der Museumsinsel und am Reichstagsufer, wo sich Säulenreihen und stolze Bauten in ihren dunklen Fluten spiegeln; doch weiter unterhalb drängt sich die Industrie, Lastträgerdienste heischend, wieder an ihre Ufer. Bis weit hinaus kann sich der Fluß dem großstädtischen Treiben nicht entwinden, bietet doch sein sanft dahingleitendes Gewässer für die Ausübung aller Arten des Wassersports die trefflichste Gelegenheit.

Die Vororte Berlins, mögen sie sich zu den städtischen oder ländlichen Gemeinwesen rechnen, gehören in ihren Existenzbedingungen zur Hauptstadt. Sie sind aus dem Streben der Großstädter entstanden, der bedrückenden Enge der Häusermassen, in die sie durch ihren Beruf für einen Teil des Tages gebannt sind, wenigstens für ihre Mußestunden zu entfliehen oder für industrielle Anlagen und ihre Angestellten und Arbeiter billigeren Grund und Boden zu gewinnen, und sind daher durch den Charakter der benachbarten Stadtteile in ihrer Eigenart wesentlich beeinflußt. Die westlichen Vororte, bevorzugt durch die Lage in seen- und waldreichem Gelände wie durch die Nachbarschaft der vornehmeren Stadtteile, sind teils zu volkreichen, wohl gebauten und verwalteten Städten, wie Charlottenburg, Wilmersdorf und Schöneberg angewachsen, teils sind es reizende Villenkolonien, deren Bauten und Gärten auf den Reichtum ihrer Bewohner schließen lassen. Charlottenburg hat sich in seinem königlichen Schloß und dem zugehörigen herrlichen Park, dessen Mausoleum als Ruhestätte Friedrich Wilhelms II. und der Königin Luise, Wilhelms I. und seiner Gattin jedem Patrioten ein Heiligtum ist, eine Reliquie aus der Zeit bewahrt, in

der es noch die kleinstädtische Sommerresidenz der Hohenzollern war, ist auch bevorzugt durch große und prächtige Staatsgebäude, wie die polytechnische Hochschule und die Hochschule für Musik. Ein ganz anderes Aussehen haben die meisten nördlichen, östlichen und südlichen Vororte. Neukölln ist überwiegend Arbeiterstadt, und auch das alte, malerisch an der Mündung der Dahme in die Spree gelegene Köpenick ist längst nicht mehr das stille Landstädtchen, das es früher war, so zahlreich sind die industriellen Anlagen, die sich in der Nähe der Schiffahrtswege eingenistet haben. Man sucht sich hier mit einfacheren Mitteln den Genuß des Landlebens zu verschaffen. Die Bewohner dieser Gebiete besitzen weniger anspruchsvolle Villen, viele begnügen sich mit einem Gartenhäuschen, gerade ausreichend, um für sommerliche Tage der Muße Obdach zu gewähren, und der minder Bemittelte baut sich mitten zwischen Blumen- und Gemüsebeete oft aus primitivstem Material eine Laube, in der die an beengte Verhältnisse gewöhnte Familie sich genügsam und froh zusammendrängt.

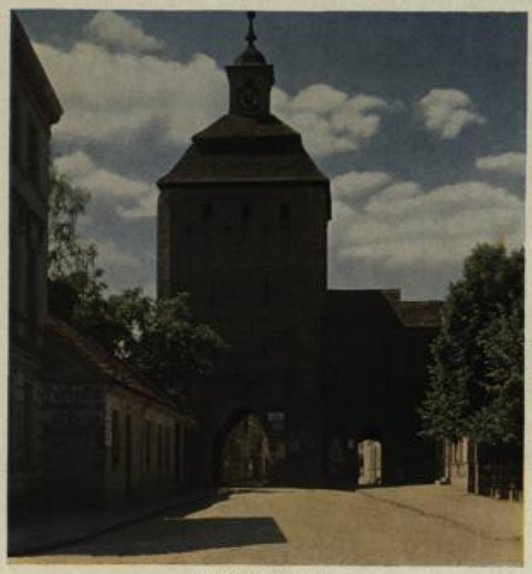
Die beiden Hauptstädte der brandenburgischen Regierungsbezirke, Potsdam und Frankfurt, lassen im Straßenbilde ihren Charakter als Sitze einer zahlreichen Beamtenschaft und Garnison deutlich hervortreten, obgleich in Orten von ihrer Bedeutung und Größe Handel und Gewerbe mehr zur Geltung kommen als in den kleineren Verwaltungszentren anderer Provinzen. In beiden Städten nehmen verkehrs- und geschäftsstille Straßen einen großen Raum ein, das Straßenleben ist ruhig, und offizielle Kleidung, Uniform oder Gehrock, treten im Straßenbild häufiger als anderwärts entgegen. Potsdams besondere Art ist dadurch bestimmt, daß es seit des großen Kurfürsten Zeit Residenz der Hohenzollern ist, die mit Mitteln nicht gekargt haben, die Stadt nach ihrem Geschmack zu gestalten und zu schmücken. Gleich am Eingang bei der Langen Brücke erhebt sich ihr Schloß, überragt von der massigen, schön geformten Kuppel der von Schinkel entworfenen Nikolaikirche. Es bietet im Verein mit dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal im Vordergrunde, den Kolonnaden, dem Lustgarten und dem ruhigen Spiegel der Havel ein Bild von hoher Schönheit, das die Erwartungen des Ankömmlings von vornherein hochspannt. Auch weiterhin herrschen an Kirchen, Profangebäuden und Stadttoren die vom siebzehnten bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein beliebten Baustile vor, und die breiten und regelmäßigen Straßen wie die geräumigen Plätze entsprechen den Plänen, nach denen in jener Zeit die Fürsten ihre Residenzen zu erbauen pflegten. Wie die Hohenzollern im Leben gern hier weilten, so hat auch mancher von ihnen seine letzte Ruhestätte hier gefunden. Durch sie ist das früher unbedeutende Provinzialstädtchen zu der weltbekannten Hauptstadt geworden, nicht prunkvoll, nach heutigem Geschmack etwas steif und langweilig, aber einheitlich und eindrucksvoll als Zeugnis einer ernsten und zielbewußten Gestaltungskraft. Dafür, daß es dem Stadtbild an herzerfreuender Anmut nicht fehle, sorgt der wunderbare Rahmen von Hügeln, Wasserflächen, Wald und Parkgelände mit den gleich kostbaren Steinen eingefügten Schlössern, Kirchen und sonstigen Zierbauten, wechselvoll nach Stil und Bestimmung, doch stets im Einklang mit der landschaftlichen Umgebung. Alle diese Schönheiten im Verein mit den Erinnerungen an große Zeiten und Männer locken alljährlich Tausende von Besuchern herbei, so daß an schönen Sommertagen die Ruhe der

Stadt, das Behagen so manchen Pensionärs, der sein otium cum dignitate hier verlebt, erheblich gestört wird.

Frankfurt hat sich, anders als Potsdam, schon frühzeitig auf die eigenen Füße gestellt, obgleich auch ihm die Gunst der Landesfürsten reichlich zuteil geworden ist. Im Mittelalter erwarb es als Hauptplatz des Handels mit dem slawischen Osten Wohlhabenheit und Macht; später, als seine Privilegien im Wandel der verkehrspolitischen Anschauungen verloren gingen, war es drei Jahrhunderte hindurch Sitz der brandenburgischen Universität, dann der königlichen Regierung, und zog durch die Messen, die bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus in Blüte standen, Handel und Verkehr in seine Mauern. In letzter Zeit haben Industrien und Eisenbahnen einen Ersatz für manche erlittenen Einbußen verschafft, ohne die Eigenart der Militär- und Beamtenstadt zu unterdrücken. Die einstige Bedeutung Frankfurts als Handels- und Hansastadt wird bezeugt durch die Ausdehnung des alten Stadtgebiets, die Länge und Breite der Hauptstraßen, die stattlichen Gebäude aus früherer Zeit. Die beiden wichtigsten dieser mittelalterlichen Bauten, die Marienkirche und das ursprünglich gotische, später in Renaissanceformen umgebaute Rathaus, machen den geräumigen Markt zu einem hervorragend schönen Platze. An die Universität erinnert das schmucklose, massige Kollegiengebäude, an die Zeiten der jetzt eingegangenen Messen manches für die Warenauslage eingerichtete Handelshaus. Jüngerer Entstehung sind die weitläufig angelegten Stadtteile außerhalb der Ringmauer, in denen das Geschäftsleben mehr zurücktritt und eingestreute Parkanlagen zu beschaulichem Naturgenuß einladen. Trotz aller neueren Wandlungen und Zutaten hat Frankfurt die Züge der alten Handelsstadt in seinem Gesamtbild bewahrt; sie kommen zum Ausdruck wenn man die Stadt vom rechten Oderufer aus betrachtet, in den geschlossenen Häusermassen, den Lagerhäusern, die sich längs des Stromes hinziehen, und den gotischen Kirchen mit ihren hohen Giebeln und spitzen Türmen. So bildet das Stadtbild von Frankfurt ein Gegenstück zu dem Potsdams, das in den Renaissancefassaden seiner Paläste und den antiken Formen seiner Kirchen, in dem mannigfaltigen Ineinandergreifen von Stadt und Landschaft an klassische Vorbilder erinnert.

Wie die genannten, so liegen auch die übrigen märkischen Städte, die an Bedeutung und Volkszahl den Durchschnitt überragen, an den durch die schiffbaren Flußläufe und Kanäle gewiesenen Verkehrswegen, die unsere Mark zu einem so wichtigen Durchgangsland machen. Von den Spree- und Havelstädten sind Spandau und Fürstenwalde zu industriellen Vororten von Berlin geworden und demgemäß in ihrem Schaffen und Leben eng mit der Hauptstadt verknüpft. Vornehmlich die alte Feste Spandau ist durch Fabriktätigkeit schnell gewachsen, hat aber als Sitz einer starken Garnison und von Militärwerkstätten ihren militärischen Charakter gewahrt. Von den Befestigungen ist nur die Zitadelle mit dem bekannten Juliusturm, von Bauwerken aus älterer Zeit die Nikolaikirche übrig geblieben. Viel stärker tritt in Brandenburg, der einstigen Hauptstadt der Haveler Wenden, das Altertümliche hervor, obgleich die Stadt durch Handel und Schiffahrt, wie durch eingewanderte Industrien sich kräftig im modernem Sinn entwickelt hat. Sie bestand früher aus drei städtischen Gemeinwesen, die erst unter Friedrich Wilhelm I. vereinigt

wurden, aber auch heute noch als durch Flußarme von einander getrennte Siedlungen erkennbar sind und in der gesamten Physiognomie ihres Straßenbildes manche Verschiedenheit aufweisen. Den Mittelpunkt der verkehrsstillen Dominsel bildet der im zwölften Jahrhundert errichtete Dom, eine romanische Backsteinbasilika, die später in gotischen Formen umgebaut wurde. In der von Stadtmauern umgebenen Altstadt, die kleinbürgerliches Leben zeigt, erhebt sich das neuerdings wiederhergestellte Altstädter Rathaus und als ältestes Gotteshaus Brandenburgs die St. Gotthardkirche, deren Westwand noch Reste der ursprünglichen Feldsteinbasilika enthält. Auf dem Markte der verkehrsreichen Neustadt steht aufrecht und steifbeinig die Kolossalfigur des Roland, das Sinnbild städtischer Freiheit, unweit davon auf stillem Platz die Katharinenkirche, eine der herrlichsten Schöpfungen märkischer Baukunst. Wie die Gesamtformen des Gebäudes den Eindruck einer vollkommenen Harmonie erregen, so zeigen die schmuckvollen Einzelheiten, welcher Zierlichkeit und Ausdrucksfülle der gotische Backsteinbau fähig ist. Dazu kommen die Paulikirche mit ihrer malerischen Umgebung, die Tortürme an den Eingängen der Hauptstraßen, alles in allem ein Reichtum an mittelalterlichen Denkmälern, der zu der historischen Berühmtheit des Ortes im rechten Verhältnis steht. Von der Höhe des nahen Marienberges überblickt das Auge die erinnerungsreichen Städte mit ihren zahlreichen Türmen und verfolgt die viel verschlungenen Linien, in denen sich seit Urzeiten Land und Wasser scheiden. Zugleich aber erinnern zahlreiche Fabrikessen, Schleppdampfer auf dem Fluß und Eisenbahnen an seinen Ufern, welche Wandlungen die Mark im Lauf der Zeiten durchgemacht hat. Auch Rathenow an der unteren Havel hat in der Geschichte einen Namen erworben; weckt aber die Erinnerung mehr durch Denkmäler brandenburgischer Fürsten und Heerführer, als durch altertümliche Bauten. Die Stadt verdankt ihren Aufschwung hauptsächlich der Schiffahrt, der Verarbeitung des von der Elbe abgelagerten Tons und der im Jahre 1800 eingeführten optischen Industrie. Wittenberge an der Elbe, das als Eisenbahnknotenpunkt in Entwickelung begriffen ist, hat ganz die Art des unfertigen Emporkömmlings, der im Drange der Arbeit seinem Äußeren noch wenig Beachtung schenken kann. Eine moderne Stadt von ungleich freundlicherem Aussehen ist Eberswalde, das aus seiner Lage am Verkehr und Industrie fördernden Finowkanal Vorteil zieht und zugleich



Berwau. Hussitentor.

seiner wald- und wiesenreichen Umgebung den Ruf und Besuch einer angenehmen Sommerfrische verdankt. Einer so günstigen Verkehrslage kann sich Prenzlau, die Hauptstadt der fruchtbaren Uckermark, nicht rühmen, obgleich es als Eisenbahnknotenpunkt den Verkehr der Umgebung an sich zieht. Das Wachstum der Stadt ist daher verhältnismäßig langsam; ja, die gewaltige, reich ausgestattete Marienkirche läßt darauf schließen, daß die Bedeutung und Wohlhabenheit der Stadt im Mittelalter wohl noch größer war als heute. Das bezeugen auch außer der Geschichte die zahlreichen anderen mittelalterlichen Bauten, die sie in die Reihe der sehenswertesten märkischen Städte stellen.

An der Wasserstraße der Netze und Warthe, die in ostwestlicher Richtung die ganze Neumark durchzieht, liegen nur drei städtische Siedlungen: Küstrin, Landsberg und Driesen, Das erscheint wenig im Hinblick auf die Länge der Strecke, erklärt sich aber daraus, daß bis zur Zeit der friderizianischen Kolonisation das Tal beider Flüsse eine schwer zugängliche Sumpflandschaft war, abhold aller Werte schaffenden menschlichen Tätigkeit. Nur wo eine Talsandterrasse sich in das Bruch hineinerstreckte wie bei Driesen, wo ein Nebenfluß ein überschwemmungsreiches Vorland schuf wie bei Landsberg, konnte eine Stadt dicht an das Flußufer herantreten, und Küstrin mußte sogar mitten in das Sumpfland hineingebaut werden, um an der für Verkehr und Verteidigung gleichwichtigen Vereinigung der Oder und Warthe eine Schutzfeste und einen Stapelplatz zu schaffen. Kam schon die Besiedlung der Brücher und die Erwerbung der polnischen Landesteile der Entwicklung der Städte zugute, so ergaben sich noch weitere Bedingungen für ihr Gedeihen aus der neuzeitlichen Entfaltung des Strom- und Eisenbahnverkehrs. Die Erwerbstätigkeit ihrer Bewohner steht vielfach in Beziehung zu dem Wirtschaftsleben des Ostens, insbesondere also zur Forst- und Landwirtschaft; daneben finden sich Industrien, die des ausgedehnten Flußnetzes zum Bezug der Rohstoffe und zur Versendung der Erzeugnisse bedürfen. Landsberg nimmt nach Bedeutung und Größe die erste Stelle unter den Städten der Neumark ein. In der Innenstadt herrscht ein reger Geschäftsverkehr, an dem zumal an Wochenmarkttagen die ländliche Bruchbevölkerung kaufend und verkaufend stark beteiligt ist; in den Vorstädten hat die Industrie dem Ackerbürgertum gegenüber mehr und mehr an Boden gewonnen. Der Stadt ist von den Bauten aus früherer Zeit nur die stattliche Marienkirche erhalten geblieben, sie ist auch arm an nennenswerter moderner Architektur, macht aber bei ihrer hübschen Lage an dem verkehrsreichen Strom und den wechselvollen Abhängen der neumärkischen Seenplatte einen freundlichen Eindruck. Viel tragen dazu auch die Anlagen bei, mit denen hochherziger Bürgersinn die Stadt beschenkt hat. Küstrins Werdegang ist durch seinen Charakter als Festung bestimmt. Neben der durch die Umwallung beengten Altstadt haben sich im Westen die Lange Vorstadt und der Kietz, im Osten die industriereiche Neustadt entwickelt. Auf die Oder hinaus schaut die Schloßkaserne, einst der Wohnsitz Johanns von Küstrin, des Markgrafen der Neumark, der unter dem Altar der gegenüberliegenden Marienkirche seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Hier verlebte später Friedrich der Große die schwersten Stunden seiner Jugendzeit, als er von dem Fenster eines Turmzimmers aus der Hinrichtung seines Jugendfreundes Katt zuschauen mußte. Die Kirche und viele Privathäuser zeigen den Baustil seiner Zeit, hat er

doch den Wiederaufbau der im siebenjährigen Krieg arg mitgenommenen Stadt veranlaßt und zum Teil aus eigenen Mitteln bestritten.

Vorteilhafte Verkehrslage und in der Umgebung gebotene Hilfsmittel sind wohl wichtige Momente für das Aufblühen eines Ortes, einzig ausschlaggebend sind sie indessen nicht. Zur Geltung gelangen sie vielmehr erst, wenn Unternehmungsgeist der Bewohner hinzukommt, geschäftlicher Sinn, der Verbindungen zu schaffen und auszunutzen versteht. Ja, es fehlt nicht an Beispielen dafür, daß die Energie Einzelner oder der Gesamtheit auf völlig unvorbereitetem Boden neue Erwerbsquellen erschloß, gerade weil die Unzulänglichkeit der gegebenen Daseinsbedingungen dazu drängte. Es ist gewiß bezeichnend, daß zwei junge Städte in wenig ertragreicher Gegend, Luckenwalde und Neudamm, denen eine kaufkräftige Landbevölkerung fehlte, durch Tuchmacherei ihre älteren Nachbarorte überflügelt haben. In anderen Fällen wurde ein schon vorhandenes Gewerbe dadurch vor dem Verfall bewahrt, daß die Bürger in Erkenntnis der wirtschaftlichen Wandlungen den Übergang zum Maschinenbetrieb rechtzeitig vollzogen. So liegt im Süden der Mark, in der landschaftlich wenig reizvollen Lausitz und den angrenzenden Gebieten, eine Gruppe von Städten, die sich durch Fabriktätigkeit, namentlich Tuchmacherei, emporgearbeitet haben, so daß man hier mit Fug von einem märkischen Industriegebiet sprechen darf. Ihrem Aufschwung kam die Erschließung großer Braunkohlenlager auf den sandigen Höhen des Lausitzer Grenzwalls und des Flämings bei Senftenberg zustatten, während sich der Übergang von dem alteingesessenen Kleingewerbe zum Großbetrieb schon viel früher vollzogen hatte. Der Gleichartigkeit der Daseinsbedingungen entsprechend, bietet ihr Stadtbild im Einzelnen wenig Charakteristisches: Fabriken mit ragenden Schornsteinen und nüchterne Arbeiterhäuser gruppieren sich um einen älteren Stadtkern, in dem Straßenführung, gotische Kirchen, auch wohl Tortürme und Mauerreste an vergangene Zeiten erinnern. Guben ist ausgezeichnet durch freundliche Lage an der Neiße und den Weinbergen, auf denen jetzt ertragreiche Obstkultur betrieben wird; Sorau mit seinem Schloß und zahlreichen Kirchen bietet in dem hügeligen Gelände des Lausitzer Grenzwalles eine hübsche Stadtansicht, und dem gewerbtätigen Spremberg verleihen die Abhänge am Durchbruchstal der Spree bescheidene Reize. Dagegen erhebt sich Kottbus, der belebte Verkehrsmittelpunkt des ganzen Gebiets, aus einer einförmigen, sandigen Ebene, sucht daher durch Schaffung breiter Straßen und wohlgepflegter Parkanlagen zu ersetzen, was die Natur ihm versagt hat.

Wenn im Folgenden von der Kleinstadt die Rede sein soll, so ist damit nicht gesagt, daß von den bisher genannten Städten viele nicht auch diesem Begriff unterzuordnen wären. Nicht die Höhe oder gar nur das Zunehmen der Bevölkerungszahl bestimmt die Bewertung einer Stadt, sondern die gesamte Physiognomie, der Verkehr im Innern wie nach außen, die sozialen, unterrichtlichen und sanitären Einrichtungen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet gibt es unter den märkischen Kleinstädten manche, die in diesem oder jenem manchen ihrer schneller wachsenden Wettbewerber überlegen sind. Wohl eilt der Verkehr an ihnen vorüber, doch gewährt ihnen die Geschäftsverbindung mit der ländlichen Umgebung auskömmlichen Unterhalt, vielleicht sogar eine bescheidene Wohlhabenheit, so daß die Anregung zum Erschließen neuer Erwerbsquellen fehlt. Derartige Verhältnisse sind

Aus Jüterbog.

dauernd, Bevölkerungszahl und Stadtbild ändern sich daher wenig im Laufe der Zeiten, wenn nicht besondere Ereignisse, etwa Krieg und Brand, den Werken aus früherer Zeit, mögen sie der Erhaltung wert oder zum Verschwinden reif sein, ein Ende bereiten. Da freilich die Eisenbahnen die Verkehrsverhältnisse völlig verändert haben und die Volksdichte der überwiegend Landwirtschaft treibenden Gebiete infolge der herrschenden Landflucht sich vermindert, so macht sich auch in vielen Städten eine Abnahme der Einwohnerzahl bemerkbar, eine Erscheinung, der in manchen Fällen die neuerdings entstandenen Kleinbahnen entgegenwirken. Es ist daher nicht selten, daß Kirchen und andere aus früherer Zeit stammende Baulichkeiten in ihren Dimensionen und Kunstformen den Schluß auf eine früher größere Bedeutung der Orte nahelegen. Solche Städte finden wir namentlich in der Priegnitz, Uckermark und Neumark, also in Gebieten, deren Haupterwerbsquelle noch heute der Landbau ist. So erinnert Perleberg durch die schöne Pfarrkirche St. Jakob, die Gerichtslaube, den Roland und einige Privathäuser an seine frühere Bedeutung als Handels- und Hansastadt, Havelberg, das malerische Inselstädtchen, mit seinem auf dem Steilrand des Tals gelegenen Dom, einem ehrwürdigen Denkmal romanischer und gotischer Baukunst, an die Zeiten geistlicher Herrschaft, und Wilsnacks St. Nikolauskirche ragt empor wie einst, als ihr noch zahllose Pilgerscharen zuströmten, um das Wunder des heiligen Blutes zu schauen. Auch Wittstock und weiter östlich im Lande Ruppin das mauerumgürtete Gransee zeigen noch ihr mittelalterliches Gesicht, während Städte wie Pritzwalk und Kyritz durch Brände viel Charakteristisches verloren haben.

Jenseits der Oder bildete ein System fester Städte von auffallender Regelmäßigkeit in Verteilung und Anlage die mittelalterliche Militärgrenze gegen den slawischen Osten. Viele dieser neumärkischen Kleinstädte, wie Soldin, Schönfließ, Friedeberg, Bärwalde,

Arnswalde und andere lassen die Erinnerung an ihre ursprüngliche Aufgabe heute noch lebendig werden, so in sich geschlossen und wohl beschirmt liegen sie da in ihrem kaum unterbrochenen Mauerkranze. Während aber im Innern meist nur die Kirche und hier und da ein Privathaus Kunstsinn und Wohlhabenheit früherer Bewohner bekundet, hat sich Königsberg mehrere Baudenkmäler des Mittelalters erhalten: eine edel geformte Kirche, deren Stilreinheit durch spätere Erneuerungen nicht Gewalt angetan ist, ein Rathaus mit prächtigen Ziergiebeln, ein malerisches Kloster. Die südlichen Städte, Schwiebus und Züllichau, erinnern an schlesische Bauart, besonders Schwiebus durch seine am Ring gelegenen Laubenhäuser, die leider allmählich dem Abbruch verfallen. Ihr kleinstädtischer Charakter ist durch die Tuchindustrie, die sich hier heimisch gemacht hat, noch wenig beeinflußt worden.

Im Süden der Mark bietet Jüterbog mit seinem Rathaus, seinen Kirchen und Torbauten das interessanteste Stadtbild. Wohl geschützt durch die Sümpfe des Quellgebietes der Nuthe, hatte es einst Bedeutung als wichtiger Handelsplatz, so daß durch Besiedelung mehrerer von einander getrennter Bruchinseln dem Anwachsen der Bevölkerung Rechnung getragen werden mußte. Während des Krieges herrschte hier auf den früher öden Hochflächen des Fläming, wo die Militärverwaltung Artillerieschießplätze angelegt hatte, reges militärisches Leben.

Es ist auffällig, wie geringen Einfluß die Baustile der letzten Jahrhunderte, Renaissance, Barock und Rokoko, auf die Physiognomie der meisten märkischen Städte ausgeübt haben. Es erscheint fast, als ob sie vom sechzehnten bis ins achtzehnte Jahrhundert in baulicher Beziehung in einen Dornröschenschlaf verfallen wären; und in der Tat, als die Renaissance kaum ihren Einzug in diese östlichen Gegenden zu halten begann, da brachen die furchtbaren Nöte des Dreißigjährigen Krieges über das Land herein, die der Wohlhabenheit und damit jeder kostspieligen Betätigung des Schönheitssinnes, wenigstens in der Bürgerschaft, ein Ende bereiteten. Privatbauten aus jener Zeit finden sich vereinzelt in der südlichen Mark, so in Lübben, dem einstigen Sitz der sächsischen Amtsregierung, und in dem früher durch Handelsverkehr blühenden Luckau. Andere Städte, die sich preußische Prinzen oder Prinzessinnen zum Wohnsitz erwählten, sind mit Schlössern geschmückt und im Geschmack des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ausgebaut worden. Solche kleine Residenzen sind Neu-Ruppin, die anmutige Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, das idyllische Rheinsberg, Friedrichs des Großen Musensitz, Schwedt, die Residenz Dorotheas und ihrer lebenslustigen Söhne, und Crossen, die Wein- und Obstbau treibende Oderstadt, wo Johanns von Küstrin Gemahlin Katharina ihre Witwenzeit verlebte. Der Sinn für die landschaftliche Schönheit der Mark ist heute allgemein geworden, und so ist es erklärlich, daß alle diese Orte, die dem Geschmack der Fürsten zusagten, alljährlich zahlreiche Besucher heranziehen, die in freundlicher Natur und an erinnerungsreicher Stätte Ruhe und Erquickung finden wollen.

Als Sommerfrische und Touristenort nimmt das Bergstädtchen Freienwalde die erste Stelle in der Mark ein, mit Recht, denn alle Reize märkischer Landschaft vereinigen sich hier in wundervoller Harmonie: waldiges Hügelland und frische Wiesenebene, stille

Waldseen, muntere Bäche und ruhige Flußläufe; dazu kommt der seit des Großen Kurfürsten Zeit als heilkräftig erkannte Gesundbrunnen, der zeitweilig zur Entfaltung eines vornehmen Badelebens Veranlassung gab. Noch manche andere märkische Stadt zieht je länger je mehr Vorteil aus der wachsenden Wanderlust der Großstädter. Buckow in der märkischen Schweiz, das obstreiche Werder an der Havel, das auch durch seinen Gemüsebau bekannte Lübbenau am Eingang des Spreewaldes sind an Sonntagen von Fremden überfüllt, Lychen und Templin im uckermärkischen Seengebiet beherbergen zahlreiche Sommergäste, und Lagow, dessen wenige Zwerghäuser sich malerisch um ein Johanniterschloß drängen, wird von Künstlern und schauenden Naturfreunden verdientermaßen gewürdigt. So drängen sich Wellen des Verkehrslebens selbst in die kleinsten Nester, sofern die Natur mit ihren Gaben nicht gar zu ängstlich gekargt hat. Immerhin gibt es eine Anzahl von Kleinstädten, denen im Mittelalter wie in der Gegenwart regere Verbindung mit der Außenwelt versagt geblieben ist. Es fehlt ihnen die städtische Geschlossenheit, denn Hausgärten nehmen die leeren Räume der zu weiten Anlage ein, auch städtischer Verkehr, da Ackerbau die Erwerbsquelle der meisten Bewohner bildet. Nur an Sonntagen gönnen sich die Bürger einen Spaziergang, sonst ziehen sie es vor, die Muße schöner Sommerabende plaudernd vor ihren Türen zu genießen. In solchen Städten beteiligt sich noch wie in alter Zeit die gesamte Bevölkerung an Volksfesten, unter denen das Königsschießen stets die erste Stelle einnimmt. Besonders glanzvolle Tage begeht alle zwei Jahre das Städtchen Sonnenburg, wenn sich die Johanniter in seinen Mauern zur Feier des Ritterschlages vereinigen.

* * *

Das Anwachsen einzelner Städte, der Stillstand oder Rückgang anderer ist das Ergebnis wirtschaftlichen Kampfes, der gerade im städtischen Erwerbsleben ohne Rücksicht auf die Lebensinteressen anderer geführt wird. Oft spielten dabei in früherer Zeit die Waffen die entscheidende Rolle, und die Ringmauern hatten wohl öfter die lieben Nachbarn als äußere Feinde abzuhalten. Erst unter den Hohenzollern wurden durch Unterdrückung der Selbständigkeit und Beseitigung fesselnder Vorrechte die Voraussetzungen für einen friedlichen Wettbewerb nach Maßgabe der natürlichen Verhältnisse geschaffen, wobei freilich die Hauptstadt in eine besonders begünstigte Ausnahmestellung gelangte. Zugleich wurden die Städte durch das Erstarken und Wachsen des brandenburgisch-preußischen Staates in ihren Daseinsbedingungen gefördert, die durch Kriege und Unglücksfälle geschädigten mit Unterstützungen bedacht und durch Heranziehung von Einwanderern und Einführung neuer Gewerbe lebensfähig erhalten. Auf der anderen Seite haben die Bewohner der Städte jeden Vorteil ihrer Lage mit Energie ausgenutzt und in schweren Zeiten Treue und Ausdauer bewiesen. So ist durch das Zusammenwirken von Bürgersinn und landesväterlicher Fürsorge der Werdegang und die Eigenart der märkischen Städte bestimmt

Die Klöster.

Von Ernst Friedel.

Unter den Baudenkmälern unserer Mark, welche sich durch geschichtliche Überlieferungen, Schönheit und Mächtigkeit der Stilformen, sowie durch malerische, der Landschaft ungezwungen angepaßte Umgebung auszeichnen, sind in erster Linie die Klöster mit ihren Kirchen und sonstigen architektonischen Zubehörigkeiten zu nennen. Die schönsten Klöster sind bei uns nicht in der Stadt oder deren Bannmeile, sondern entfernt von der Kultur mitten im Walde oder auf Inseln, wie im freiwilligen Versteck, erwachsen. Das verleiht dem schönheitsfreudigen Auge einen besonderen Reiz, während der historische Sinn sich in die Entstehungsgeschichte mit besonderer Befriedigung vertiefen mag.

Wie wir aus äußerlichen Gründen nicht alle Städte, Schlösser und Edelsitze, sondern nur eine Auswahl darstellen und beschreiben können, so müssen wir uns hinsichtlich der Klöster leider eine ähnliche Beschränkung auferlegen und uns mit auserlesenen Perlen, Lehnin, Chorin, Lindow, Zehdenick und Heiligengrabe, begnügen.

1. Lehnin.

Ungefähr zweihundert Jahre, vom Aufdämmern unserer brandenburgischen Geschichte ab gerechnet, dauert es, ehe für sich, ohne Anschluß an größere städtische Gemeinwesen, vereinsamt gelegene Klöster in die Erscheinung treten. Bereits 928 erstürmte Heinrich I., der Städteerbauer, die Feste Brandenburg und es wurde die Marienkirche auf dem Harlunger Berge an Stelle des Triglav-Tempels geweiht. Aber bald ging diese christliche Siedelung und nachmals noch manche andere in und bei der alten Hevellerburg zugrunde, bis Albrecht der Bär von 1150 bis 1157 die deutsche Oberhoheit dauernd befestigte. Und selbst alsdann währt es noch lange, bis sich das erste selbständige Kloster in die heidnisch-wendische Wildnis wagt. Das war um 1180, südöstlich der alten Brandenburg im sumpfigen Ödland zwischen Sand und Seen, ungefähr gleichweit der Wendendörfer Nahmitz, Schwina und Rädel im Herzen der Zauche. Dort träumte Otto I., Markgraf Albrechts Sohn, als er von der Jagd ermüdet unter einem Eichbaum eingeschlafen war, daß ihn eine starke Hirschkuh angriff und derartig belästigte, bis er sie mit Pfeil und Bogen erlegte. Seine Begleiter drangen in ihn, daß er hier im noch heidnischen Wendenlande ein Kloster gründen sollte, als Bollwerk gegen das Heidentum.

Und so berief er aus dem Kloster Sittichenloch im Mansfeldischen fünfundzwanzig Cisterzienser-Mönche, den Abt, zwölf Mönche und zwölf Laienbrüder, die ungesäumt an die harte Arbeit gingen. Gerade diese entsagungsvollen Klosterbrüder, denen neben der

Ausbreitung des Christenglaubens auch die der Feld- und Gartenkultur zur Lebensaufgabe diente, waren die rechten Pioniere in dem widerstrebenden, aber nicht unlohnenden Urgelände. Bald erhob sich ein schlichtes Gotteshaus mit dürftiger Unterkunft für die entbehrungsfrohen Klosterbrüder, von denen die slawischen Fischer der Nachbarschaft zwar erst zögernd, aber dann doch Schritt für Schritt die bessere Bodenwirtschaft lernten.

Der erste Abt von Lehnin — so wurde das neue Kloster nach dem wendischen Wort für Hirschkuh genannt — war Sibold, der, nachdem er zehn Jahre unter dem störrischen Heidenvolk unablässig gewirkt, hier den Bekennertod sterben sollte. Als er in dem erwähnten Fischerdorf Nahmitz ermattet von der langen Wanderung rastete, traf er nur Weiber und Kinder, während die Männer beim Fischfang waren. Ahnungslos setzte er sich auf einen Backtrog, nicht gewahr, daß eine scheue Wendin sich darunter vor ihm versteckt. Die Kinder liefen schreiend davon und berichteten den Männern, daß der Abt bei der Mutter sei. Waren die noch heidnischen Fischer ohnehin schon abhold, so vernahmen sie diese Kunde im höchsten Groll und Zorn. Ein Haufe wütender Wenden stürmte herbei, der Abt und seine Begleiter flohen, Sibold bestieg einen Eichbaum, verriet sich aber durch ein herabgefallenes Schlüsselbund. Die Verfolger fällten den Stamm und erschlugen den Abt, obwohl er ein reiches Lösegeld bot. Unter diesem Eindruck machten die Klosterbrüder sich auf den Weg, um die ungastliche Stätte aufzugeben. Da erschien den Flüchtigen die Mutter Gottes und rief ihnen zu: „Kehrt zurück, fortan wird euch nichts fehlen!" Alles dies — es geschah um 1190 — ist auf zwei Bildern aus der frühen Renaissance anschaulich geschildert, die noch heut in der Lehniner Klosterkirche gezeigt werden.

Von da ab besserten sich die Verhältnisse allmählich, das Kloster ward größer und größer und vor seinen Mauern erwuchs allmählich ein Flecken, der heute städtischen Charakter anzunehmen beginnt.

Als Werkmeister des neuen, in gotischen Formen gehaltenen Klostergebäudes wird der Mönch Konrad genannt, der der Weihe der Stiftskirche im Jahre 1262 in Anwesenheit des Bischofs von Havelberg und Erzbischofs von Magdeburg beiwohnte. Allerhand Lehr- und Wirtschaftsbaulichkeiten entstanden noch ferner, das Ganze von einer wehrhaften Mauer umhegt mit Türmen, deren einer, viereckig und trotzig, Kuhbier genannt, sich noch heute erhebt.

Zur Zeit Kaiser Karls IV. wurde ein kluger Lehniner Mönch, Dietrich von Portitz, bekannter unter dem Namen Dietrich Kagelweit, an dessen Namen sich allerhand drollige Anekdoten knüpfen, ein Ahnherr Bismarcks, zum Erzbischof von Magdeburg berufen. Unter dem letzten Abt Valentin (1509 bis 1542) stand Kloster Lehnin in seiner größten Blüte, mehrere Städte und Flecken, 64 Dörfer, Wälder, Weinberge und fischreiche Seen steuerten zu seinem fast sprichwörtlichen Reichtum bei, der Abt hatte nahezu bischöfliche Gewalt. Da kam die Reformation und im Verlauf des neuen Kirchenregiments wurde die Dotation vom Landesherrn, als oberstem Bischof, eingezogen. Die verlassenen Klostergebäude verfielen mehr und mehr. Daran änderte kaum etwas die Vorliebe, die der Große Kurfürst, noch mehr seine Gemahlin Henriette von Oranien, vorübergehend für Lehnin hegten, als sie von dort aus die Hirschjagd und die Reiherbeize — daher das

sogenannte Falkonierhaus — einige Jahre hindurch betrieben. Selbst die Särge der hier ruhenden Hohenzollernfürsten Friedrich d. J. (1463), Johann Cicero (1499) und Joachim I. (1535) wurden aus ihren Grüften in der Klosterkirche entnommen und im Dom zu Kölln an der Spree wieder bestattet. An die askanischen Fürsten, die in Lehnin ruhen, erinnert noch der vorhandene Grabstein Markgraf Ottocos, Schwiegersohn Rudolfs von Habsburg, der als Akoluth in den Cisterzienserorden trat und in der Kirche bestattet ward; in der Nähe ist ein Stumpf des Eichbaums eingelassen, unter dem der Gründer des Klosters seinen Traum hatte.

So verfielen die ehrwürdigen Klosterreste mehr und mehr und mit dem Efeu spann die Sage über sie ihren geheimnisvollen Schleier. Erst der spätere Kaiser Friedrich weckte die Ruinen zu neuem Leben in den Baujahren 1871 bis 1877. So erstand von neuem

Kloster Lehnin.

die herrliche Klosterkirche, eine romanische Basilika mit langem Mittelschiff und zwei halbhohen Seitenschiffen und einem Querschiff, so daß die Grundform ein römisches Kreuz bildet. Ferner noch vorhanden ist das große Schulhaus, sowie das Abtshaus an der nordwestlichen Ecke. Besonders sehenswert ist das nach Friedrich Wilhelm IV. so benannte Königshaus mit gotisch abgetrepptem Giebel, es diente entweder als Abtshaus oder Klosterhospital. Von dem Kreuzgang des Klosters ist nur noch wenig erhalten, dagegen trifft man im Garten des Klosterguts noch allerlei interessante Baureste an, so den Bogen des äußeren Tors und die Klause, eine Torkapelle mit drei Kreuzgewölben.

Wer von Lehnin berichtet, muß auch der Lehninschen Weissagung gedenken, des lateinischen Gedichts in hundert leoninischen Zeilen, angeblich vom Bruder Hermann 1300 verfaßt, den Untergang des Hohenzollernschen Hauses prophezeiend, in Wirklichkeit das Machwerk eines um 1615 in oder bei Neuruppin geborenen, anfangs strenglutherischen

Geistlichen Fromm, der infolge von Streitigkeiten mit den Reformierten nach Prag auswanderte und dann im Jesuitenkonvent Aufnahme fand.

Seine Schlußverse:

„Und die alten Mauern von Lehnin und Chorin werden wieder erstehen,
Und die Geistlichkeit steht wieder da nach alter Weise in Ehren"

sind in anderer Weise, als Fromm wähnte, in Erfüllung gegangen. Der protestantische Kaiser Friedrich hat die Klosterkirche neuerstehen lassen und am 7. Juli 1911 ist nach Übernahme des Klosterguts Lehnin durch den Verband der Brandenburgischen Provinzialsynode hier der Grundstein feierlichst gelegt worden zur Errichtung eines evangelischen Diakonissen-Mutterhauses, des Luise-Henrietten-Stiftes, so benannt nach der edlen und frommen Kurfürstin, der wir unter anderem das Kernlied „Jesus, meine Zuversicht" verdanken.

2. Chorin.

„O felix Lenyn et tua filia Chorin."

Unter allen Klosterruinen der Mark wird am meisten von den Ausflüglern aufgesucht und von den Künstlern bewundert das Cisterzienserkloster Chorin, dessen eins der zwei bei Lehnin erwähnten alten Kirchenbilder mit den Worten gedenkt: „O glückliches Lehnin und deine Tochter Chorin".

Die Lage der Ruinen von Chorin ist auf hoher, weithin sichtbarer Stätte weit malerischer als die von Lehnin. Chorin gilt (vergl. unsere Abbildungen) als eine Perle frühgotischer Baukunst. Die Kirche, 1273 begonnen und 1334 vollendet, eine dreischiffige, kreuzförmige Pfeilerbasilika, ist durch einen mehreckigen Chor abgeschlossen, oben durch Verdachung geschützt, sonst Ruine. Immer wiederholen sich die Gerüchte von einem völligen, geschlossenen Ausbau der Kirche wie in Lehnin und Zinna, immer wird aber dagegen auch Verwahrung eingelegt, weil das eigentliche malerische Moment bei einer streng architektonischen Wiederherstellung verloren gehen würde.

Einst 30 Meter hoch, weist die Kirche 71 Meter Länge, 32 Meter Breite auf. Die Pfeiler, vier- bezw. achteckig, haben prächtige, verschieden ausgestaltete Kapitelle. Die Westfront ist besonders reich gegliedert und wird häufig gemalt. An die Kirche schließt sich in gleicher Richtung der Fürstensaal mit alten Wandmalereien (Anbetung der heiligen drei Könige und das Urteil des Salomo), sowie ein Teil des sonst verschwundenen Kreuzganges. Auch befindet sich nachbarlich des Refektorium und die Klosterküche. Im Ostflügel liegen Beamtenwohnungen, sowie eine kleine Kapelle, in welcher evangelischer Gottesdienst abgehalten wird.

Niemand versäume den merkwürdigen Forstgarten zu besuchen mit dem eigenartigen Grabmal des Amtmanns Nobbe und seiner Gattin, sowie dem Denkmal für die 1870/71 gefallenen Forstakademiker, wie denn die Ruinen unter der Verwaltung des Forstfiskus stehen. Daher die besonders interessanten forstgärtnerischen Anlagen mit mittelalterlichem Mauerwerk am Nettelgraben, der dem Kloster zur Befestigung, sowie zum Abfluß des Klostersees diente.

Aus dem Rahmen der eigentlichen Klostergebäude von Chorin fällt westlich vom Kloster und östlich im Forstgarten eine sehenswerte Ruine heraus, die sogenannte Büßerkapelle, wahrscheinlich älter als Chorin und einstmalig die Kirche des verschwundenen Dorfes Ragösen.

Dies führt uns zu der eigentümlichen Gründungsgeschichte von Kloster Chorin. Von Oderberg hatten sich um 1250 Cisterzienser-Mönche auf einer kleinen Insel des benachbarten großen Parsteiner Sees angesiedelt und ihre Gründung Marienfee getauft, weil den Cisterziensern die Marienverehrung besonders am Herzen lag. Hier sollen sie nun mit dem Landvolk, das noch wendisch war, zum öftern in unangenehme Streitigkeit verwickelt worden und deshalb von 1270 nach der Stätte übergesiedelt sein, auf der sie wenige Jahre später den stolzesten Klosterbau in rotem Backstein herstellten, den unsere Mark kennt. Geringe Reste des Marienseeklosters sind noch vorhanden.

Ganz besonderer Gunst erfreuten die Choriner Mönche sich bald seitens der anhaltinischen Markgrafen johanneischer Linie, von denen hier sieben bestattet wurden, darunter Johann I. (1226), Otto IV. mit dem Pfeil (1308) und der letzte und bedeutendste Askanier Waldemar der Große (1319). Hieran knüpfte der sogenannte falsche Waldemar 1348 an, indem er behauptete, daß Waldemar niemals in Chorin begraben, sondern als Pilger ins Heilige Land gezogen sei. Bei der reichen Dotierung ist auch das Dorf Ragösen und damit dessen erwähnte Kirchenruine an das Kloster gefallen.

Abgesehen von den Unruhen in der Zeit der Quitzows im fünfzehnten Jahrhundert hat Chorin meist friedliche Zeiten gesehen, bis das Kloster 1542 gleich Lehnin säkularisiert und sein Besitztum vom Landesherrn eingezogen wurde. Arge Drangsale hatte Chorin während des dreißigjährigen Krieges zu bestehen, in welchem des Kloster von den Schweden verwüstet ward. Im Jahre 1772 wurde das Amt Chorin königliche Domäne. Soweit die Baulichkeiten einst als Stallungen und Wirtschaftsgelasse dienten, wurden sie vernachlässigt und zum Teil achtlos als Steinbruch verwendet. Auch hier in Chorin hat Kaiser Friedrich als Kronprinz Friedrich Wilhelm sich um die Erhaltung und Ausbesserung der Ruinen in höchst dankenswerter Weise verdient gemacht.

3. Lindow.

Die lieblichste Lage unter den märkischen Klostersitzen hat Lindow. Der Dichter-Wanderer Theodor Fontane begrüßt es mit den Worten: „Lindow ist so reizend wie sein Name. Zwischen drei Seen wächst es auf und alte Linden nehmen es unter ihren Schatten." Wir bezeichnen es deshalb als die „Au unter Linden". Die großen Wassermassen, der gewaltige Gudelacksee westlich, der Wutzsee östlich und der Vielitzsee im Süden machte das Kloster und das zubehörige Mediatstädtchen zu einer fast völligen Insel. Zu einer solchen ist es bei Sturm wiederholt geworden, namentlich vom Wutzsee her, dessen Namen man deshalb in den „wütenden See" übersetzte. Aber auch der mildere Gudelacksee (die gute Lake) kann gefährlich werden, und wenn der Rhin als Vorflut nicht gehörig funktionierte, ist das Wasser beider Seen bis zum Marktplatz gleichzeitig vorgedrungen. Der feste

Blühender Flieder am Kloster Zehdenick.

Damm am Wutzsee und die Eisenbahn längs des Gudelack schließen fortan wohl dergleichen Überschwemmungsgefahr für immer aus. An letztere und an die schweren Gewitter, die meist von den breiten Wasserflächen abgewehrt werden, aber, wenn sie einmal einfallen, um so hartnäckiger sind, erinnert die alte Erzählung, wonach ein dreitägiges, unerhört starkes Gewitter nicht weichen wollte, von wütendem Sturmwind begleitet, der die Wogen des Wutzsees bis an die Klostermauern peitschte. Das Unwetter wurde schließlich durch den freiwilligen Opfertod einer jungen Konventualin besänftigt, deren stillscheues, in sich gekehrtes Wesen den Klosterschwestern schon längst als unerklärlich aufgefallen war. Sie eilte trotz des Abmahnens der Äbtissin und Priorin in das Wetter hinaus mit dem Rufe: „Mir, nur mir allein gilt des Himmels Zorn!“ Kaum hatte die Unglückliche ein paar Schritte ins Freie getan, als ein furchtbarer Blitzschlag sie tötete, worauf das Unwetter alsbald aufhörte.

Überaus stimmungsvoll ist der Verbindungsdamm am Wutzsee und die schönschattige Lindenallee, die zu dem klösterlichen Anwesen führt. Von dem eigentlichen Kloster sind nur dürftige, freilich ungemein malerische Ruinen vorhanden, überdeckt von Efeu und anderen Schlinggewächsen, von Farnkraut und dunklem Moos. Das Klostergebäude, angeblich an Stelle eines Tempels des wendischen Abgotts Joduth erbaut, ist so gründlich zerstört worden, daß über die Bestimmung der Hauptruine Zweifel herrschen. Über vierzig Schritt lang und zwölf Schritt breit erhebt sich ein längliches Viereck aus behauenen Geschiebeblöcken. Es hat kein Dach mehr, aber noch hohe Giebel. Wegen mangelnder Orientierung von Ost nach West, die bei alten Kirchen üblich, kann dies Bauwerk keine Kirche gewesen sein, auch nicht der Teil einer solchen, weil die Fensteranlagen, oben vorhanden gewesene Türen und ein Brückenansatz dem widersprechen. Ich nehme nach

genauer mehrmaliger Prüfung an, daß das Gebäude der Äbtissin und Priorin als Wohnung, daneben auch den Nonnen als Refektorium diente. Besser erhalten ist gegenüber das heutige Klosterdienerhaus, nicht minder aus behauenen Feldsteinen aufgeführt.

Der stille, uralte Friedhof des Klosters, ebenfalls von hohen Linden beschattet, mit seinen vielen alten Grabsteinen der Konventualinnen ist höchst sehenswert. Jenseits desselben, unmittelbar an der alten Gransee Straße, hat sich endlich noch eine kleine Klosterkapelle erhalten, die als Amtsscheune dient, ihren kirchlichen Ursprung aber noch heute nicht verleugnet.

In dem Städtchen Lindow, das wiederholt bis auf den Grund niederbrannte, sind alte Baulichkeiten nicht erhalten. Die neue, von 1751 bis 1755 erbaute geräumige Kirche ist äußerlich wie innerlich ziemlich nüchtern.

Der Ursprung von Kloster und Stadt Lindow liegt im Dunkel, da die ältesten Urkunden mit dem Rathaus verbrannten. Um 1200 sind aber beide vorhanden gewesen. Das Kloster wurde mit Prämonstratenserinnen besetzt. Gebhard I., Enkel des wahrscheinlich von Albrecht dem Bären mit der Grafschaft Ruppin belehnten Walter von Arnstein, nennt sich Graf von Ruppin und Lindau, worunter aber die Ortschaft Lindow, jetzt Lindau bei Dessau zu verstehen ist. Er gilt als Stifter und Gründer und der Name unsers Lindow mag wohl von dem anhaltischen herübergetragen sein. Bis zu 36 Klosterschwestern hielten sich hier auf, erst bürgerliche und adlige, dann nur noch solche vom Adel. Die Zahl der Dörfer und Feldmarken hat kurz vor der Reformation um 1530 noch über fünfzig betragen, dem allem machte die Säkularisierung von 1541 ein Ende und das jetzige „Fräuleinstift zu Lindow" ist nur noch sehr mäßig begütert. Furchtbares erduldeten Stift und Stadt im dreißigjährigen Kriege, während dessen die Kaiserlichen unter Gallas 1638 das Kloster völlig niederbrannten. 1675 litt Lindow unter dem Schwedeneinfall auf das schwerste, ebenso brandschatzten die Schweden hier nochmals 1758 während des siebenjährigen Krieges. Auch die Drangsalsperiode während Preußens tiefster Erniedrigung 1806 und folgende Jahre lastete schwer auf Kloster und Stadt.

Seither ist Friede und Gedeihen in Lindow eingekehrt und das Städtchen zu einem von Fremden gern aufgesuchten weiteren Vorort erblüht, an dessen malerische Ruinen und anmutige Umgebungen jeder Besucher mit Vergnügen zurückdenkt.

4. Zehdenick.

In einer Urkunde des Grafen Gebhard von Arnstein, desselben, dessen wir als Wohltäters von Lindow bereits gedachten, im Jahre 1211, wird urkundlich Zehdenick zuerst genannt. 1255 finden wir es erwähnt mit Rücksicht auf das fünf Jahr zuvor gestiftete Cisterzienser-Nonnenkloster. Eine Hostie war gestohlen und unter einem Bierfaß vergraben worden, wobei eine blutige Färbung im Erdboden den Frevel verriet. Dies Hostienwunder wurde kirchlich approbiert und daraus entstand eine Wallfahrt nach Zehdenick, die nicht zum wenigsten um ihrer mancherlei finanziellen Vorteile halber von den Aufsichtsbehörden, geistlichen wie weltlichen, nicht ungern gesehen wurde. Einen Stoß und Rückschlag erhielt

allerdings diese Heiligenblutsverehrung durch die seit 1384 schnell aufblühende Wallfahrt zum Heiligen-Blut von Wilsnack in der Prignitz.

Immerhin haben die reichen Erträgnisse der Wallfahrten zum Heiligen-Blut von Zehdenick in der Hauptsache die Mittel für den herrlichen Klosterbau daselbst aufgebracht, dessen großartige Überreste zu den schönsten Ruinen unserer Mark zählen. Die Stadt mit noch nicht zehntausend Einwohnern lebt vom Ackerbau und dem Holzhandel auf der Havel, deren Ausnutzung mit Fertigstellung des Großschiffahrtswegs Berlin-Stettin steigen wird.

Um die einzige Merkwürdigkeit Zehdenicks von Belang zu betrachten, pflegt der Besucher sich vom Markt nach der Klosterstraße zu wenden und die stilgerecht in des vierzehnten Jahrhunderts Gotik durchgebildeten Ruinen des Klosters aufzusuchen. Da erblicken wir den Nordflügel mit Teilen des Kreuzganges, die Umfassungsmauern des Ostflügels mit zwei hohen Giebeln, sowie einen Teil des Westflügels erhalten. Diese Gebäude umschließen einen quadratischen Hof. Die kirchliche Ruine ist ohne Dach, aus bearbeiteten Findlingen und unbenutzt. Dagegen dient der am besten erhaltene Nordflügel mit Kreuzgang zu Wohnzwecken. Die Umfassungsmauern des erwähnten Westflügels sind zu Wirtschaftszwecken verbaut. An der Südseite befindet sich die Wohnung der Oberin, woselbst noch einige alte kunsthistorische Erinnerungen der Klosterzeit verwahrt werden.

Wie Lindow nennt sich das Kloster zu Zehdenick jetzt einfach „Fräulein-Stift", es weilen dort nur adlige Damen. Heinrich Berghaus, der Verfasser des Landbuchs der Mark Brandenburg, drückt sich 1854 über das Stift wie folgt aus: „Für fromme, alle menschlichen Triebe abschwörende und nur Gott geweihte Jungfrauen eine Klause, welche die Kirchenstürme des Reformations-Zeitalters überdauert hat und in unseren Tagen den bescheidenen Ansprüchen einiger Jungfrauen adligen Standes, denen nicht von Hymens Fackel in den eleusinischen Mysterien geleuchtet wurde, eine freundliche Zufluchtsstätte vor den Täuschungen der Welt und für glaubensfrische Beschaulichkeiten innerlichen Lebens gewährt." So schwärmerisch-mystisch fassen die derzeitigen Konventualinnen, und mit Recht, ihre Stellung im Stift nicht auf. Auf einem der Ostgiebel thront ein Storchnest und gemahnt nach dem Volksglauben an friedliches und freundliches Familienglück.

Auf dem alten Quaderbau der Kirche, die 1801 niederbrannte, ist 1804 die jetzige evangelische Kirche gebaut. Das alte Schloß südöstlich der Stadt wurde in gesicherter, fast insularer Lage als Grenzfeste gegen Pommern errichtet. Es ist verschwunden und auch der spätere stattliche Schloßbau im Renaissancestil infolge neuerlichen nüchternen Umbaus ganz verändert worden.

Die Lage von Kloster und Stadt Zehdenick läßt sich mit Lehnin, Chorin und Lindow nicht vergleichen. Es fehlt die Nähe des Waldes. Aber lieblich ist der Blick auf die Auen und Wiesen der Havel, besonders in der Blumenblüte.

5. Heiligengrabe.

Halbwegs zwischen Pritzwalk und der alten Bischofsstadt Wittstock, im Kreise Ostprignitz, mitten von anmutigen Buchen und anderen hochstämmigen Laubbäumen umringt,

zwischen fischreichen Teichen, liegt in einem Wiesental das ehemalige Cisterzienser-Nonnenkloster, jetzt Jungfrauenstift adligen Standes Heiligengrabe. Es ist das reichste und besterhaltene klösterliche Anwesen, das unsere Mark aufzuweisen hat. Es verdankt der Überlieferung nach einer Freveltat, ähnlich Kloster Zehdenick, seinen Ursprung. 1227 habe ein Jude aus Freiberg bei Meißen eine Hostie aus der Kirche des benachbarten Dorfes Techow entwendet und durchstochen, worauf Blut aus der geweihten Oblate getropft. Bischof Heinrich baute am Tatorte eine Kapelle, nach der sich eine Wallfahrt ins Werk setzte. Bald darauf entstand dort ein Cisterzienser-Nonnenkloster. Ungleich den übrigen märkischen Klöstern hat sich dortselbst ein reicher Urkundenschatz erhalten. Die Mittel strömten der neuen frommen Stiftung zu und erlaubten ihr, allmählich einen großen, wohl abgerundeten, ertragreichen Grundbesitz zu erwerben.

In der Quitzow-Episode hatten das Kloster und seine Liegenschaften viel zu leiden, auch der dreißigjährige Krieg verwüstete das Kloster völlig. Mit Hartnäckigkeit widersetzten sich die Klosterschwestern der evangelischen Kirchenordnung von 1542, bis 1549 der Kurfürst das Kloster in allen Rechten wieder bestätigte. Dann kehrte die Äbtissin mit ihren Konventualinnen zurück und ließ die Umwandlung in ein evangelisches Stift und die Bestellung eines Stifthauptmanns über sich ergehen. Anfänglich hieß es Kloster Techow und erst 1318 kommt der Name Heiligengrabe (Coenobium Sancti Sepulcri) auf.

Ein anmutiger Promenadenweg führt vom Bahnhof nach dem Stift, das seinen vornehmeren Charakter schon äußerlich dadurch bekundet, daß die Domina den Titel Äbtissin führt, während in Lindow und Zehdenick nur Oberinnen des Aufsichtsamtes walten. Zwölf Konventualinnen sind vorhanden, auch ist mit dem Stift eine Erziehungsanstalt verbunden.

Dem Maler, Zeichner und Photographen eröffnen sich in Heiligengrabe die dankbarsten Prospekte. Nach Adler entstammt die einschiffige Stiftskirche dem dreizehnten Jahrhundert. Sie ist, dank dem reichlichen Findlingsmaterial der Umgebung, aus behauenen Steinen aufgeführt und 1890 nach bestem, damaligem Wissen und Können sorgfältig neu ausgebaut. Dem fünfzehnten Jahrhundert, zweite Hälfte, zugerechnet werden der polygone Chor, die gotischen Kreuzgewölbe und die Portale. Unsere Herrscher haben für Heiligengrabe immer eine Vorliebe gehabt. So hat Kaiser Wilhelm II. für die Kirche, von Reichel gefertigt, zwei Reliefs gestiftet, Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin Elisabeth darstellend.

Nördlich schließt der Kreuzgang und ein stattlicher Hof an. In der südwestlichen Ecke stoßen wir auf den wohlgepflegten Konventssaal mit den Bildnissen der Äbtissinnen und wohlgelungenen neuerlichen Glasmalereien. Der Klosterschatz ist allmählich zu einem kleinen, höchst sehenswerten Prignitzer Museum ausgewachsen, worin mir eine mittelalterliche, reichgestickte Turnierdecke als das Hauptstück erscheint. Endlich befindet sich westlich von der Kirche ein einschiffiges, kleineres Gotteshaus, die eigentliche Kapelle des Heiligen Grabes, in Backsteinbau vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. An den Schlußsteinen des Sterngewölbes erblickt man die heilige Jungfrau in der Strahlenkrone. Ausgezeichnet ist auch der Fries und der abgestumpfte Giebel.

Schade, daß das — allerdings etwas abgelegene — Stift Heiligengrabe nicht mehr bekannt ist. Ein Besuch hinterläßt eine schöne, bleibende Erinnerung.

Kunst und Künstler in der Mark.

Von Professor Dr. Georg Voß.

Wer die Schöpfungen der Künstler in der Mark Brandenburg aufsuchen will, hat es nicht so leicht wie in Süddeutschland oder in anderen, an Kunst wesentlich reicheren Gegenden unseres deutschen Vaterlandes. Die vorzüglichsten Werke liegen sorgfältig behütet in den Schlössern des Adels, in den Sakristeien der Kirchen. Manche köstliche Perle von alter und neuer Kunst ist hier geborgen. Nur wer diese kennt, weiß, daß in der Mark Brandenburg zu allen Zeiten eine Fülle von Kunstwerken verbreitet gewesen ist.

Aber das Beste von diesen Werken ist von Meistern geschaffen, die aus der Fremde hier eingewandert sind. Selbst in Städten wie Brandenburg, Prenzlau, Königsberg in der Mark oder Berlin, deren Kirchen mit Kunstwerken der verschiedensten Art dicht gefüllt waren, hat es in alter Zeit keine eigentlichen Künstlerschulen im höheren Sinne gegeben. Die imposanten, aus Erz gegossenen Taufbecken, die hochaufragenden siebenarmigen Leuchter und andere Werke des Bronzegusses kamen aus Gießerwerkstätten in Magdeburg, auch aus Nürnberg und anderen Orten. Die meisterhaften Bildhauerarbeiten aus Sandstein sind in den sächsischen Ländern geschaffen, wo der Stein für diese Werke gebrochen wurde. Denn die Mark Brandenburg selbst besitzt keine Steinbrüche, in denen ein für edlere Kunstwerke geeigneter Stein gefunden wird. Und da man den Stein aus weiter Ferne beziehen mußte, so lag es nahe, die Bildwerke vollständig fertig gearbeitet in den sächsischen Ländern herstellen zu lassen. Schon für den Transport war dies eine Erleichterung. So sind die herrlichen Sandsteinportale der märkischen Adelssitze meist Arbeiten sächsischer Steinmetze. Ebenso die Grabsteine in den Kirchen, auf denen die Ritter und Edelfrauen in ganzer Figur und in reicher, festlicher Kleidung dargestellt wurden. Ebenso auch die zierlichen Sakramentshäuser, von denen uns das künstlerisch bedeutendste in der Kirche zu Fürstenwalde erhalten ist. Oder die Statuen von Heiligen und Kirchenfürsten, von denen allerdings nur noch wenige die vielfach kunstfeindlichen Zeiten der Reformation überdauert haben.

So war es in den Jahrhunderten des Mittelalters, als in den blühenden Städten des märkischen Hansebundes die stolzen Rathäuser und die hochgewölbten Hallen der gotischen Kirchen entstanden. So blieb es auch, als die neue Formenwelt der deutschen Renaissance ihren Einzug in der Mark hielt. Alle bedeutenderen Kunstwerke wurden auch in dieser Zeit noch in der Fremde bestellt. Die Malerwerkstatt Lucas Cranachs in Wittenberg lieferte einen großen Teil der Gemälde für die Altäre der Kirchen und die Porträts der brandenburgischen Kurfürsten. Sächsische Waffenschmiede fertigten die prunkvollen, kunstreichen Turnierrüstungen. Als der Kurfürst Joachim I. seinem Vater ein großes, künstlerisch

Kreuzgang am Dome zu Havelberg.

besonders reich durchgeführtes Grabmal aus Bronze errichten wollte, bestellte er das Werk in der berühmten Gießerwerkstatt Peter Vischers zu Nürnberg. Das Grabmal ist noch heute erhalten und steht in der Fürstengruft des neuen Berliner Doms am Lustgarten.

Auch das einst so hoch gefeierte Renaissanceschloß in Berlin war das Werk eines sächsischen Baumeisters, des Architekten Caspar Theys. Einzelne köstliche Skulpturen dieses Bauwerkes, die noch jetzt an der Wasserseite und im Innern des Berliner Schlosses erhalten sind, deuten auf eine der glänzendsten Schöpfungen der deutschen Renaissance. Leider ist von den Schlössern des Adels aus dieser Zeit in der Mark nur ganz wenig erhalten. Es waren ursprünglich meist Wasserburgen auf dem flachen Lande. Als die Burgen ihren Wert als Festungen verloren hatten, wurden Wall und Graben dem Erdboden gleich gemacht. Bei dieser Umwandlung der Burgen in den Ebenen ist fast überall auch der künstlerische Charakter der alten Herrensitze verloren gegangen.

Ein Wunderwerk der Renaissancekunst aus dieser Zeit ist die Ruine des Schlosses Freienstein in der Nähe von Wittstock. Die Ornamente und der reiche Figurenschmuck des Bauwerkes sind aus großen, gebrannten Terrakottaplatten hergestellt. Selbst Lübeck und Wismar, die beiden reichen Hansestädte, in denen die Kunst des Terrakottabaues ganz besonders gepflegt wurde, haben nichts glänzenderes geschaffen als dieses Schloß, das jetzt als schöne Ruine im Park zu Freienstein von den großen Zeiten der deutschen Renaissance in der Mark Brandenburg Kunde gibt. Auch im Schloß zu Küstrin zeugen einzelne Portale und künstlerisch reich durchgeführte Fensterumrahmungen aus Terrakotta von hoher Kunstblüte. Von anderen Renaissanceschlössern ist namentlich der herrliche Schloßhof zu Wiesenburg bei Belzig, ferner Stolpe und das bescheidene Jagdschloß Grunewald zu nennen.

Aus den Zeiten des Barockstils stammen die stattlichen Herrenhäuser in Eldenburg, in Lichterfelde bei Eberswalde, dieses das Werk des italienischen Baumeisters Joachim von Roncha. Holländische Baumeister sind es gewesen, welche wahrscheinlich die Schlösser in Dobriluck und in Boytzenburg gebaut haben.

Die Haupttätigkeit der holländischen Künstler in der Mark fällt in die Zeiten des Großen Kurfürsten. Der junge Fürst hatte, während seine märkische Heimat durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges verwüstet wurde, glückliche Jahre in Holland verlebt. Sowohl er wie seine holländische Gemahlin waren eifrig bestrebt, niederländische Künstler an ihren Hof zu berufen, Maler, Bildhauer, Baumeister. Ja, nach holländischem Muster wurde selbst eine Fabrik für die Herstellung von Delfter Fayencen angelegt.

Unter den märkischen Schlössern des-späten Barockstils ragen besonders hervor Köpenick, Schwedt, Lieberose, Sorau und das imposante Schloß zu Pförten im Kreise Sorau, das später durch den Grafen Brühl im reichen Rokokostil ausgestattet wurde. In einzelnen dieser Schlösser finden sich umfangreiche Deckengemälde, zum Beispiel in dem bischöflichen Schlosse zu Beeskow, in Sonnewalde, Kaput und an anderen Orten.

Was die Schlösser Friedrichs des Großen in Potsdam von Wanddekorationen enthalten, gehört zu den glücklichsten Schöpfungen des Rokokostils in Deutschland. Man hat oft im patriotischen Übereifer das, was in dieser Zeit bei uns auf dem Gebiete des Rokokostils geschaffen wurde, als undeutsch zurückgewiesen. Doch die Kunst keines Volkes ist so engherzig gewesen, daß sie es verschmäht hätte, ihre Anregungen von einzelnen künstlerisch besonders hochstehenden Nachbarvölkern zu holen. Auch die deutsche Baukunst des Mittelalters verdankt die wichtigsten Anregungen den Künstlern fremder Länder. Unsere romanischen Kirchen beruhen zum Teil auf italienischen Vorbildern, und der gotische Baustil, auf dessen reichste künstlerische Ausbildung wir Deutschen ganz besonders stolz sind, ist ursprünglich in Frankreich erfunden worden. Das märkische Rokoko, zu dem Friedrich der Große in seinen Schloßbauten zu Rheinsberg, Berlin, Charlottenburg und Potsdam den Grund gelegt hat, ist übrigens keineswegs bloß eine Nachahmung französischer Dekorationsweise geblieben, sondern hat sich durch Künstler wie Knobelsdorff, Hoppenhaupt, Glume, Stahl, die Brüder Meil und andere geniale Künstler zu einem vielfach selbständigen, deutschen Rokokostil entwickelt.

Fast alle großen Hauptströmungen der europäischen Kunst spiegeln sich in den Bauten der Mark Brandenburg wider. Nach der Entdeckung von Pompeji und Herkulanum begann auch in den Herrensitzen der Mark die Rückkehr zu den schlichten Formen der altrömischen Kunst. Es zeigt sich die Freude an den feierlichen Säulenstellungen der Antike. Besonders anziehende märkische Schlösser dieser Zeit sind das Marmorpalais am Heiligen See bei Potsdam, die Schlösser der Königin Luise auf der Pfaueninsel und zu Paretz und das stille, schöne Mausoleum im Park zu Charlottenburg.

Diese erste Zeit der Neubelebung der Antike wurde jäh unterbrochen, als nach der Schlacht von Jena die Franzosen die Mark in Besitz nahmen. Der Wohlstand des einst so baulustigen Adels und der ganzen Bevölkerung wurde in dieser langen Zeit der

Franzosenherrschaft vernichtet. Alle Künste lagen darnieder, und auch die Bauluft konnte sich erst nach der Beendigung der Befreiungskriege wieder von neuem regen.

Die Bauwerke dieser Epoche sind es vor allen Dingen, welche der Mark Brandenburg fast überall in Stadt und Land ihr charakteristisches, künstlerisches Gepräge gegeben haben. Es ist die Zeit der fast unbeschränkten Herrschaft des antiken Stiles und ihr Hauptmeister der große Architekt Schinkel. Ein großer Teil der vornehmsten öffentlichen Gebäude in den Städten ist von ihm und seinen Schülern ausgeführt. Fast auf jeder Wanderung durch die Mark sehen wir die von ihm geschaffenen Kirchen und Schlösser mit ihren einfachen, der antiken Kunst nachempfundenen Umrißlinien über die weiten Ebenen hinwegragen. Auch an den ehrwürdigen Kirchen und Klöstern des Mittelalters hat Meister Schinkel verfallene Teile ausgebaut oder neue Türme errichtet, die den eigenartigen Stempel seiner Kunst zeigen. Unendlich vieles von den entzückendsten Meisterwerken des gotischen Backsteinbaues ist auf diese Weise vor dem Verfall gerettet — doch stets so, daß daran die neuen Ergänzungen des neunzehnten Jahrhunderts lebhaft ins Auge fallen. Unter den zahlreichen Schlössern, welche Schinkel in der Mark erbaut hat, stehen oben an das Schloß der Brüder Humboldt in Tegel und seine Bauten in Charlottenhof und Klein-Glienecke bei Potsdam.

Ein tragisches Geschick hat es gefügt, daß der Geist Schinkels sich umnachtete, als der von den kühnsten künstlerischen Plänen erfüllte König Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg. Der junge König, der selbst ein genialer Landschaftszeichner war, hatte bei seinen zahlreichen architektonischen Schöpfungen mit besonderer Vorliebe die künstlerische Gesamtwirkung in der Landschaft im Sinne. So war es sein lebhafter Wunsch, die landschaftlich reizvollste Gegend der Mark, die Havelseen bei Potsdam, zu einer heroischen Ideallandschaft umzugestalten. Wie in den arkadischen Bildern eines Claude Lorrain, sollte der Blick an allen bedeutungsvollen Punkten durch die edlen architektonischen Linien eines Bauwerkes belebt werden. So entstand der phantastische Schloßbau auf dem Pfingstberg, die Friedenskirche bei Potsdam, die Kirche in Sakrow, die Orangerie, die Gutsgebäude in Bornstedt und manches andere Bauwerk in der Umgebung von Potsdam. Als Vorbild für diese Bauten wählte der König italienische Kirchen und italienische Schlösser. Die Schlösser und Landhäuser wurden im Stil der italienischen Hochrenaissance errichtet, die Kirchen dagegen nach dem Muster der ältesten christlichen Basiliken. Dem künstlerischen Charakter aller dieser Bauten fehlt indessen das Einheitliche, Geschlossene der künstlerischen Ziele. Es sind die Unternehmungen eines vielseitig gebildeten Kunstfreundes, dessen Phantasie überall von den Erinnerungen an die Meisterwerke Italiens beherrscht wird, aber es fehlt der wirklich neue, eigene, schöpferische Gedanke.

Eine Kunstwanderung durch die Mark Brandenburg bietet uns nicht so reiche Bilder wie die älteren deutschen Kulturländer am Rhein oder in Süd- und Mitteldeutschland. Es fehlen die imposanten gotischen Dome, deren Riesentürme weithin die Landschaft überragen. Es fehlt die Fülle von reicheren öffentlichen und privaten Gebäuden, welche in anderen Gegenden Deutschlands den Städten jenen ausdrucksvollen monumentalen Charakter geben, wie ihn alte deutsche Städte, zum Beispiel Nürnberg, Augsburg, Bamberg,

Braunschweig oder Hildesheim, noch heute besitzen. Der dürre Boden der Mark hat auch auf dem Gebiete der Kirche nur spärlich die goldenen Früchte der Kunst reifen lassen.

Doch wer aufmerksam die stillen, alten Edelsitze der Mark aufsucht, die Schlösser, um deren Mauern und Zinnen die Wipfel der ehrwürdigen Parke aus den Zeiten des Rokoko rauschen, die alten Rittersäle, von deren Wänden die Bilder der brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige zu uns herniederblicken, der wird auch hier so manche künstlerische Schöpfung aus früheren Jahrhunderten finden. Selbst Werke von bescheidenerem Werte gewinnen hier an höherer Bedeutung als Marksteine in dem langwierigen Kampfe, welchen das Deutschtum mit den slawischen Urbewohnern ausgefochten hat. Die bescheidenen Kunstdenkmäler der Mark werden dadurch für uns zum ruhmvollen Wahrzeichen der Geschichte des Deutschtums. Wer in diesem Sinne unsere Mark durchstreift, wird an so manchen Stellen Genuß und Belehrung in reichem Maße finden.

Schloß Boitzig.

Die Burgen und Schlösser der Mark.

Von Professor Bodo Ebhardt, Architekt.

An anderer Stelle habe ich schon gesagt, daß die große Menge auch der Gebildeten gewohnt ist anzunehmen, wenn von Burgen und Schlössern die Rede ist, daß solche Zeugen einer großzügigen Bautätigkeit in den norddeutschen Tiefebenen vergeblich gesucht werden.

Wie sehr das falsch ist, wird nur der ermessen können, der mit offenem Auge und sachkundigem Blick von Gutshaus zu Gutshaus zieht, um den Spuren solcher alten Macht- und Prachtbauten nachzugehen. Er wird bald entdecken, daß Burgen in der Ebene ebenso zahlreich waren wie nur in irgend einem Gebirgslande.

Es gab ja auch dort, ebenso wie in den Bergländern weite Gebiete zu beherrschen und zu beschützen, den Bewohnern mußte auch dort Zuflucht geboten werden in den unaufhörlichen Kriegen des Mittelalters. Die Besitzer großer Güter aber wollten in späteren Zeiten, als die Burg zum Schlosse geworden war, ebenso prunkvoll wohnen wie ihresgleichen in „schönern" Gegenden.

Ganz besonders wenig wird die Allgemeinheit infolge dieses Vorurteils geneigt sein, in den sandigen Fluren der Mark nach Burgen und Schlössern zu fahnden.

Und doch fehlt es nicht an solchen Bauten. Die Geschichte meldet, wie jedem Schüler geläufig, von den Kämpfen der ersten Hohenzollern in der Mark, daß die neuen Markgrafen gezwungen waren, in Brandenburg die Burgen der Quitzows, der Itzenplitze und der Kökeritz zu brechen. Daß sie dazu bedeutende Machtmittel aufwenden mußten, geht daraus hervor, daß sie große Geschütze, die „faule Grete" und andere von weit her kommen lassen mußten.

Leicht muß also die Einnahme dieser Burgen nicht gewesen sein. Freilich, gestaltet war wohl die Lage und Form der festen Sitze in der Mark anders als in den Berglanden. Keine hochragenden Felsen boten einen sicheren Bauplatz dar, den der stürmende Feind nur von schmalem Pfad aus bestürmen konnte, keine hohen Berge und schroff eingeschnittenen Täler boten Gelegenheit, Türme und Mauern in malerischer Lage stolz emporwachsen zu lassen zu unzerstörbaren Kronen der schroffen Höhen. Hügel nur und flache Waldgebiete bilden die märkische Landschaft, durchflochten freilich von Sümpfen und Seen, deren malerischer Reiz und stille Schönheit in diesem Buche schon an anderer Stelle eingehend und aus warmem Herzen gewürdigt worden sind.

Aber nicht nur malerische Reize bot diese Landschaft! Sümpfe und Seen, lange, sandige Wege durch die Kiefernheide waren seit vorgeschichtlichen Zeiten auch willkommene Bundesgenossen, wenn es galt, die heimatliche Scholle zu verteidigen oder sichere Wohnsitze in schwer angreifbarer Lage zu errichten.

Es ist schwer zu entscheiden, wo die Kriegführung leichter war, ob in den Bergen der Pfalz, wo das prachtvolle Sandsteinbaumaterial herausforderte, weithin leuchtende Burgen auf steiler Felsenhöhe zu errichten und wo uns heute noch hunderte von Ruinen von den Bergen grüßen, die davon berichten, wie ausgiebig dieser Lockung Folge gegeben wurde; oder in den Wäldern und Sümpfen der Mark, wo selbst die Burgen so versteckt liegen konnten, daß ein Feind sie erst suchen mußte, wo breite Sumpfstrecken die festen Häuser umgaben oder Seen und Flußarme sie mit schützenden Fluten umspülten. Genug, schon die vorgermanischen Bewohner der Mark hatten ihre Burgen und Siedelungen durch die Auswahl schwer zugänglicher Plätze oft fast unangreifbar gemacht. Brandenburgs Stadtplan spricht in dieser Beziehung eine beredte Sprache! Hier, wo der Kern der alten Macht zu suchen war, boten die Arme der Havel und die anschließenden Seen einen natürlichen Schutz, der nicht leicht entkräftet werden konnte.

Die Lage der schon 927 erwähnten alten Burg der Wenden wird auf der heutigen Dominsel nicht ohne Grund angenommen, vieles mag zur Erhöhung des Bauplatzes und zur Vertiefung und Verbreiterung der umgebenden Wasserläufe auch noch die Menschenhand getan haben.

Das Vorhandensein von Burgen ähnlicher Art in vorgeschichtlicher Zeit und im Mittelalter wird fast stets an den Stellen zu vermuten sein, wo heute noch alte Gutshöfe stehen.

Oft genug liegen sie ja, wie der Hof zu Klein-Machnow, inmitten von Wasserläufen an wichtigen Wegübergängen, zugleich bestimmt zu Wohn- und Verteidigungszwecken; oft sind rings um Schloß und Gutshof noch die Spuren von Wall und Graben erkennbar. Hier und da, wie bei Schloß Putlitz, ragen noch alte mächtige Bergfriede empor, deren wohlgefestigte Mauern Krieg und Wetter der Jahrhunderte kraftvoll überstanden haben und die sich noch heute in den verträumten Fluten märkischer Wässer spiegeln wie vor Jahrhunderten, als ihnen deren Fluten Schutz vor dräuenden Feinden boten.

Bieten Putlitz und Wolfshagen, Rabenstein, Wiesenburg und Eisenhart bei Belzig, letztere heute auch zur Mark gehörig, bieten Zichow, Kreis Schönermark in der Uckermark, Teupitz am Teupitzer See noch Reste von starken Bergfrieden oder Pallasbauten ganz burglicher Art, so deutet an anderen Stellen die Lage allein schon auf die ehemalige Verteidigungsfähigkeit.

So bei Goldbeck, der heutigen Domäne bei Wittstock an der Dosse an der alten Landstraße von Wittstock nach Neuruppin.

Burg und Gutshof liegen auf einer offenbar künstlich hergestellten Anhöhe inmitten der Dossewiesen. Von dem alten mittelalterlichen Schloß ist freilich infolge vielfacher Umbauten wenig mehr zu erkennen.

Schon auf dem berühmten Teppich von Bayeux, auf dem der Zug Wilhelms des Eroberers nach England dargestellt ist, sehen wir Anlagen dieser Art. Hügel aufgeschüttet aus dem Erdreich, das aus den Gräben ringsum entnommen war, auf deren Höhe dann die Wehrtürme und Wohnbauten der Besitzer errichtet wurden.

Eine Beschreibung in Worten von einer solchen Anlage aus früher Zeit ist gleichfalls erhalten. Sie findet sich in der Vita Joannis Morinorum Episcopi († 1130) und lautet

in freier Übersetzung: „Reiche und vornehme Leute, die sich vor Feinden schützen und selbst andere beherrschen wollen, pflegen eine möglichst hohe Erdaufschüttung zu errichten und einen möglichst breiten und tiefen Graben herumzuführen. Um den Rand der Erdaufschüttung führen sie wie eine Mauer einen festen Balkenzaun, errichten im Kreise innerhalb des Zaunes Türme und bauen in der Mitte ein Haus oder eine Burg, die das Ganze überragt. Das Tor der Anlage ist nur auf einer vom Graben allmählich ansteigenden Brücke zu erreichen."

Es liegt nahe, solche Burgen in der Mark zahlreich zu vermuten.

Sehen wir uns die bereits erwähnte Burg Goldbeck nach der Schilderung eines Gewährsmannes etwas näher an. Wie Klein-Machnow sollte sie einen wichtigen Flußübergang verteidigen.

Durch Gräben und die Dosse geschützt, bot ihre Lage alle Vorteile einer Wasser- und Sumpfburg, Vorwerke aller Art mögen die nahen Brücken über die Dosse beherrscht haben. Die Burg selbst, jetzt Domäne, ist in ihrem Umfang im wesentlichen noch wie sie im Jahre 1200 war, erkennbar. Spuren einer Kapelle kamen im Jahre 1900 bei einem Umbau zum Vorschein, die von zahlreichen neuen Fenstern durchbrochenen Burggebäude selbst dienen als Wohngebäude für den Pächter.

Als Baumaterial wurden Ziegel verwandt, diese und die zahlreichen Feldsteine der Mark mußten ersetzen, was anderen Gegenden durch die herrlichen Hausteine geboten war. Der architektonische Schmuck solcher Bauten ist infolge des spröden Materials heute meist gering. Mit Putzornamenten und geputzten Profilen auf Formsteinen half man hier in Goldbeck wie sonst meist dem schwer bildsamen Steine nach.

Selten sind Reste reicher Backsteinarchitektur, die doch, wie zahlreiche Tortürme zum Beispiel in Brandenburg beweisen, dem Lande sonst nicht fremd waren.

Lange Brücken verbanden solche Burgbauten mit den Zugangsstraßen. So weiß man, daß Schloß Teupitz durch eine solche von 143 Schritt Länge vom Festlande zugängig war.

Aber nicht nur an wichtigen Flußübergängen lagen die Burgen der Mark, auch in den Städten finden wir Reste alter Herrensitze. Manche Städte mögen sich überhaupt erst um ältere Burgen angesiedelt haben.

Zuerst denkt man bei solchen Stadtburgen natürlich an das Berliner Schloß. Es wurde (wohl an alter Burgstelle) im Jahre 1445 von Friedrich Eisenzahn errichtet, um die Berliner und Köllner im Zaume zu halten, und an der Spreeseite deuten noch einige Turmreste, vielfach umgebaut, auf die alte Bestimmung; der „grüne Hut" ist den Berlinern wohlbekannt. Auch die Lage des Ganzen ist für eine märkische Burg durchaus charakteristisch. Auf einer Insel zwischen zwei Spreearmen war der Platz schon an sich schwer angreifbar, eine richtige Wasserburg war also im Herzen der beiden Städte vorhanden.

Sonst aber ist die Hohenzollernburg längst ein glänzendes Kaiserschloß geworden. Sie erfuhr eine Umwandlung in einen Schloßbau, die in bescheidenerem Maße wohl die weitaus meisten märkischen Burgen erfahren haben. Es möge aber von den Schlössern erst weiter unten die Rede sein.

Eine kleinere Stadtburg ist das heutige Schloß zu Finsterwalde gewesen. Sie liegt, wie eine richtige Stadtburg soll, an einem Ende der Stadt und wird von außen sowohl wie von der Stadt zugängig gewesen sein, die sie also sowohl beherrschen wie verteidigen konnte.

Von der Stadt aus ist noch eine lange Vorburg vorgelegt, die ehemals durch einen Graben von der eigentlichen Burg getrennt war. Noch erhebt sich ein mächtiger Torturm mit den Resten eines Renaissanceportals über der Durchfahrt zum inneren Hof, dieser eng und langgestreckt, wird von Wohnbauten eingefaßt, die an vielen Stellen noch durch Gewölbe und Gesimse, durch halbzerstörte Ornamente und Treppen an eine einstmals glänzendere Vergangenheit erinnern.

Heute schaut das alte Schloß verträumt auf die grünen Flächen außer der Stadt und auf die stillen Straßen des kleinen, hier noch ganz von dem modernen Leben unberührten Städtchens.

Einige burgliche Bauten, von denen, wie wir gesehen haben, die Mark durchaus nicht entblößt ist, mögen nun einzeln genannt werden.

Neben dem vorher erwähnten Goldbeck sei Eldenburg bei Lenzen an der Elbe erwähnt, an der alten Straße von Berlin nach Hamburg. Die Burg soll im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von den Markgrafen Otto und Hermann als Grenzwehr gegen Mecklenburg erbaut sein und gehörte später den Quitzows.

Ein hoher, viereckiger Bergfried ragt über die Dächer und die einfachen Giebel empor. Ein innerer Hof wird von den heutigen Wohnbauten hufeisenförmig umgeben. Ihre Festigkeit verdankt die Burg der Lage am Rande der Geest und der Marsch. Auf drei Seiten umgibt die Burg noch heute der Ringgraben, noch an die Wehrbestimmung erinnernd, während die Hochbauten außer den beiden Türmen schon der Zeit von 1588 bis 1596 angehören.

Starke Ziegelmauern umfassen diese Bauten, eine alte Kapelle ist leider 1881 durch Feuer ganz zerstört. Einige alte Stuckreste und Kaminbruchstücke deuten auf ehemalige reichere Ausstattung.

Ebenfalls an einer großen Straße zwischen Mecklenburg und der Mark (Prenzlau) liegt die Burg Wolfshagen, heute eine malerische Ruine. Auch Wolfshagen war eine Wasserburg, sicher in Sumpf und Seen gelegen, die sich von Fürstenwald bis dahin ziehen. Während aber der runde Bergfried sich noch hoch emporhebt, sind von den weiteren Bauten nur noch die Fundamente, sowie Reste der Umfassungsmauern aus Granitfindlingen und Ziegelmauerwerk erhalten.

Alte Kellergewölbe lassen sich nur noch in Bruchstücken nachweisen, rings um die heute in schönem Park gelegene Ruine ziehen sich Wassergräben, die ehemals sehr viel breiter wie heute waren. Merian hat die Burg einst einer Darstellung gewürdigt, sodaß wir uns ein Bild des damaligen Zustandes machen können. Sie war Ruine, ein neues Schloß war damals errichtet, das aber auch schon wieder zerstört ist.

Im Landbuche Karls IV. ist die Burg nach den damaligen Besitzern Haus Blankenburg genannt, heute gehört sie dem Grafen Schwerin.

Sonnenburg. Das Johanniter-Schloß.

Eine alte Quitzowburg war Kletzke, an der Straße zwischen Berlin und Hamburg in der Ebene gelegen. Heute sind nur noch Ruinen erhalten von der von Friedrich I. zerstörten Feste. Nur in der Kirche von Kletzke, das heute dem Freiherrn von Eckardstein gehört, sind noch redende Zeugen der Vergangenheit vorhanden.

Dort hängt noch das Quitzowschwert und der Quitzowring, dort sind auch noch wertvolle Grabdenkmäler und Wappen vorhanden, die von den früheren Besitzern berichten.

Ein Pallas, angeblich des vierzehnten Jahrhunderts, steht in Merzdorf bei Schwiebus, oben mit einem großen Saal, unten mit Wohnräumen, nach Norden mit Anbauten aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Hier, wie bei fast allen alten Burgen, berichtet die Sage von unterirdischen Gängen, in denen noch Särge stehen sollen.

An der Straße von Schwedt nach Prenzlau liegt die alte Burg und das heutige Schloß Zichow. Das Hauptgebäude mit den Flügeln ist freilich ein Bau aus der Zeit von 1745, doch deuten noch die mehr als zwei Meter starken Außenmauern und die Reste des teils zugeschütteten Ringgrabens auf die alte burgliche Bestimmung. Vor allem aber zeigt der mächtige runde Bergfried, der sich noch wohlerhalten hoch über das Schloß erhebt, daß wir es hier mit einem nicht unbedeutenden burglichen Sitz zu tun gehabt haben.

Freilich hat der Dreißigjährige Krieg die aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende burgliche Anlage, wie so viele in Deutschland, vernichtet, und es hat lange gedauert, bis das Schloß wieder aufgebaut wurde. Die Inschrift ex ruinis restituta zeigt die Zeit dieser Wiederherstellung an. Heute dient das Wasser, das die Burg noch teilweise umgibt, nur noch dem Zwecke der Verschönerung des außerordentlich malerischen, von hohen

Schloß Schwedt an der Oder.

Parkbäumen umgebenen Besitztums, das jetzt einen Teil des Fideikommisses des Grafen von Arnim-Zichow bildet.

An dem Städtchen Putlitz, aber getrennt von der Stadt und von mächtigen Bäumen umgeben, sind die Reste der Burg gleichen Namens erhalten; aus Ziegeln und Feldsteinen erbaut, ragt der mächtige runde Turm noch hoch über die ihn heute umgebenden Baummassen und spiegelt sich malerisch in dem Wasser zu seinen Füßen. Außer dem Turm freilich sind nur noch Ringgraben und zerfallene Kellergewölbe vorhanden. Der Turm, der noch seine schlanke Spitze innerhalb des Zinnenkranzes zeigt, ist vor zwanzig Jahren ausgebaut worden und kann wohl noch manchem Menschenalter von dem im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Stammsitz des Geschlechtes der Edlen Herren zu Putlitz berichten.

Ähnlich wie Putlitz liegt auch die Burg zu Calau an der großen Straße Berlin-Wien bei der Stadt gleichen Namens. Die Burg steht auf der höchsten Stelle an der Stadtmauer; aus Bruchstein und Ziegel erbaute Reste zeugen noch, wenn auch vielfach umgebaut, von der einstigen Bedeutung. Heute ist die Burg bewohnt und wohlgepflegt; bei kürzlichen Änderungen wurde die Jahreszahl 1300 in römischen Zahlen gefunden, die, wenn richtig gelesen, auf ein sehr hohes Alter schließen läßt.

In dem erst später zu der Mark hinzugeschlagenen Teil des früher sächsischen Bezirkes gegen Magdeburg zu sind auch noch eine Reihe von Burgen zu erwähnen, von denen einige sogar auf höhere Bedeutung in baukünstlerischer Beziehung Anspruch machen können. Es sind das die Burgen in der Nähe von Belzig, und zwar Eisenhart, Rabenstein und Wiesenburg; ihr Schicksal und ihre äußere Gestalt sind sehr verschieden.

Während Wiesenburg durch einen glänzenden Umbau des neunzehnten Jahrhunderts zu einem weit berühmten und viel besuchten Schlosse geworden ist, dessen wehrhafte Vergangenheit hauptsächlich noch aus der größeren Form des Hauptschlosses ersichtlich ist, ist Rabenstein ein halb verträumtes, malerisch gelegenes Gutshaus, dessen Mansardendach und einfache, viereckige Fenster wenig mehr an das Burgliche erinnern. Seine Lage jedoch, die alte Toreinfahrt mit dem gotischen Bogen und der daneben liegende gewölbte Bergfried zeigen auch hier die wehrhafte Vergangenheit.

Wiesenburg hat übrigens nicht nur in neuerer Zeit Umbauten erfahren, sondern neben dem alten mächtigen runden Bergfried zeugen auch noch reiche Bauten des sechzehnten Jahrhunderts (Giebel und Portale) für eine bauliche Tätigkeit mit großen Mitteln.

Ganz das Bild einer starken Burganlage bietet aber noch die teilweise zur Ruine gewordene Veste Eisenhart bei Belzig, früher kurfürstlich sächsischer, seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts brandenburgischer bezw. preußischer Besitz.

Eine sorgfältige zeichnerische und photographische Aufnahme der Burg, wie einen Abriß ihrer Geschichte und eine eingehende Schilderung ihres Zustandes habe ich in meinem Buche „Deutsche Burgen“ gegeben; die dort veröffentlichten Pläne zeugen von der Gewalt der alten Wehranlage, die heute noch erhaltene Ruine beweist ebenso die alte Großartigkeit und ist eines Besuches würdiger, als manche bekannte und berühmte Burgruine am Rhein.

Mächtige runde, außen in Ziegeln und innen aus Feldsteinen errichtete Wehrtürme springen aus den viereckigen Umfassungsmauern hervor; im eigentlichen Burggebäude steht nur noch der hochragende runde Bergfried. Wie bedeutend die Anlage aber gewesen sein muß, zeigt, daß das noch stehende monumentale Torgebäude mit seinen mächtigen Wölbungen und Hallen noch dem Amtsgericht von Belzig Unterkunft bieten kann. Gewaltige Keller darunter sind gleichfalls erhalten, ebenso daneben eine monumentale alte Salzscheuer von großer Ausdehnung.

Noch 1685 wird von der Burg gesagt, daß in ihr herrliche Zimmer, Gemächer und Tafelstuben neu wiederhergerichtet werden, nachdem das schöne Schloß im Mai 1636 von den Schweden angezündet und verwüstet wurde. Erwähnt wird die Burg 997 durch Kaiser Otto III. Die Herzöge und späteren Kurfürsten von Sachsen, wie die Bischöfe von Brandenburg und die Erzbischöfe von Magdeburg, ebenso die Markgrafen von Brandenburg haben oft an dieser Stätte residiert, die 1712 auch dem Zaren Peter dem Großen von Rußland Wohnung geboten hat. Erst 1842 bis 1847 erfolgte die Ablösung der Einsassen zu Sandberg von der Verpflichtung zur Bewachung des Schlosses Eisenhart, dessen Turm kurze Zeit darauf durch König Friedrich Wilhelm IV. umfassenden Erhaltungsarbeiten unterzogen wurde.

Außerhalb der Burg und von dieser durch einen tiefen Graben getrennt erhebt sich die malerische alte kleine Kirche, die Bricciuskapelle. Die Lage der Burg am Ausläufer eines Höhenzuges und zum Teil umgeben von Wasser und sumpfigen Wiesen war früher eine außerordentlich feste.

Es ist wenig bekannt, daß in der Burg auch Martin Luther gewohnt hat. In vielen Kriegsstürmen beschädigt, ist der Verfall wohl hauptsächlich der Vernachlässigung zuzuschieben. Die fortschreitende Zerstörung durch die Witterung kann man heute noch in jedem Frühjahr an den alten Mauern beobachten, soweit sie nicht durch Dächer, das einzige wirkliche Schutzmittel gegen den Verfall, geschützt sind.

Die Reihe der schon erwähnten Burgen ist gewiß nicht kurz, aber nicht einmal alle wichtigeren Burgen wurden bisher genannt; noch manche alte Reste von Burgen überraschen den Wanderer in unserer Ebene, sei es, daß sie als Ruinen liegen, wie die Burg Gerswalde in der Uckermark, oder daß sie bis auf die Neuzeit erhalten sind, wie die Burg Sallgast bei Finsterwalde.

Von der ersteren sind die Grundmauern der ganzen Anlage noch erhalten, so daß die Bestimmung der einzelnen Räumlichkeiten wohl erkennbar ist: nach Norden der Bergfried, nach Süden zwei Türme, nach Westen der Pallas und Wirtschaftsbauten bildeten die innere Burg, die mit der Vorburg früher angeblich durch einen verdeckten Gang verbunden war. Ein einziger, durch eine Zugbrücke unterbrochener Weg führte früher zur Burg, die völlig vereinzelt steht, nachdem auch an Stelle der früheren Vorburg ein neueres Schloß gebaut worden ist. Einzelne Teile dienen, neu überdacht, heute wirtschaftlichen Zwecken; sonst ist die alte Wasserburg an der Straße zwischen Prenzlau und Berlin, am sogenannten Haussee gelegen, Ruine, nachdem sie im Jahre 1637 zerstört wurde. Die Burg war schon im fünfzehnten Jahrhundert Arnimscher Besitz und gehört heute dem Major von Arnim-Gerswalde.

Völlig wiederhergestellt ist vor kurzem durch den Verfasser die Burg bezw. Schloß Sallgast bei Finsterwalde. Der Bau ist eine typische Wasserburg der Niederung: Seen und Gräben, Bäche umgeben ihn von allen Seiten, und in dem viereckigen Hofe, dessen drei Seiten von Gebäuden und dessen vierte Seite, die Eingangsseite, von einer starken Mauer mit Wehrgang höchst malerisch umschlossen sind, sprudelt eine lebendige Quelle. Vier starke Rundtürme verteidigen das Schloß nach außen an allen vier Ecken, während zwei zierliche Backsteingiebel neuerdings wieder hergestellt wurden und für eine Belebung

Kottbus. Landgericht und Oberkirche.

des Umrisses sorgen; ein dritter Giebel wurde mit alten, höchst eigenartigen Formen bei dem Umbau des letzten Jahres hinzugefügt.

Das Innere birgt eine große Reihe von wohnlichen Räumen, die in den starken, alten Burgmauern auch im Sommer erfrischende Kühle bieten. Die Türme mit ihren malerischen und verschiedenen Spitzen ragen kaum empor über die hohen Bäume des die Burg umgebenden reizvollen Parkes, in den die friedlichen Fenster hinausblicken, die wohl das sechzehnte Jahrhundert durch die mächtigen alten Umfassungsmauern gebrochen hat.

Der Grundriß in seiner quadratischen Regelmäßigkeit bildet unter den Burgen der Mark eine Ausnahme.

Es konnte nicht ausbleiben, daß in der Mark, wie in anderen Teilen Deutschlands, mit den fortschreitenden Jahrhunderten auch die burglichen Bauten sich dem Zeitgeschmack

Rathaus Königsberg i. N.

anpaßten. Die Burgen wandelten sich zunächst um in Renaissanceschlösser, die mit reichen Giebeln und schönen Portalen verziert die ganze üppige Lebensfreude des sechzehnten Jahrhunderts widerspiegeln. Viele von den Bauten dieser Zeit hat natürlich der Dreißigjährige Krieg und die späteren Zerstörungen dahingerafft, aber mancherlei ist doch noch bis in unsere Zeit erhalten geblieben.

Unter den Renaissanceschlössern muß vor allen Dingen das schon vorher erwähnte Schloß Wiesenburg nochmals genannt werden, das trotz seines modernen Umbaues noch sehr wesentliche Teile des alten Baues zeigt. Hauptportal, Brunnen und Giebel, das sogenannte Männchentor und andere Teile geben die Art wieder, wie die Mark Brandenburg (bezw. das damalige Kursächsische Gebiet in ihrer nächsten Nähe) die Formen behandelten, die jedenfalls einen Charakter für sich tragen.

Manche der Renaissanceschlösser, wie zum Beispiel Köpenick und das Berliner Schloß selbst, haben dann wiederum erhebliche Umbauten erleiden müssen, die sie zu Barockbauten umwandelten.

Verhältnismäßig wenig ist von dieser späteren Umwandlung noch das Jagdschloß Grunewald berührt, das 1542 von dem Baumeister Kaspar Theyß errichtet wurde und das mit seinem Zwiebelturm nach der Hofseite und seinem großen Wappenrelief noch ganz den Geist der Renaissance aufweist.

Ähnlich in der Form ist auch das Treppentürmchen des Schlosses Königswusterhausen, während das Schloß Sonnewalde noch in großem Umfange die Form der deutschen Renaissance zeigt. Das Unterschloß hat ein reiches Renaissanceportal, offenbar um ein früheres gotisches Tor herumgebaut. Zwei Renaissancegiebel zeigen in einfachen malerischen Formen noch die Bautätigkeit des sechzehnten

Aus Spandau.

Jahrhunderts, das wohl auch den alten Schloßturm nicht unangetastet ließ, während der Hauptbau schon dem barocken Zeitalter angehört.

Von dem Renaissancebau des Schlosses zu Klein-Machnow ist nur noch ein kleiner Rest mit Turm und Giebel übrig geblieben, auch einige Bruchstücke des alten großen Hofportales, während der eigentliche Wohnbau ein vornehmes Empirehaus geworden ist.

Die Zahl der abermals späteren Bauten, die ausgesprochenen Barock- oder Rokokocharakter tragen, ist endlich in der Mark Brandenburg eine sehr große. Man kann hier geradezu von einem Typus sprechen, der sich in der Mark herausgebildet hat und sich mehr oder weniger in gleichförmiger Art und Weise als das Landschloß des märkischen Adels kennzeichnet. So groß die Unterschiede im einzelnen sein mögen, so ähnlich sind sich im Gesamtumriß der äußeren Erscheinung das Schloß von Köpenick, ein großer Barockbau mit reichem Mittelgiebel und Mansardendach, das Hauptschloß Sonnewalde, ein mächtiger Baukörper von ganz schlichten Formen, aber sehr großer Wirkung durch das schöne Mansardendach und die zahlreichen Fensterreihen; ähnlich ausgebildet ist auch das Schloß Plauen des Grafen Königsmarck bei Brandenburg an der Havel, das Schloß Caputh bei Potsdam und zahlreiche andere. Selbst die Schlösser des preußischen Herrschergeschlechtes aus der gleichen Zeit, wie Schwedt, ferner Oranienburg und Schloß Bellevue sind ähnlich in der Gesamtauffassung, wenn auch bei Schwedt und Bellevue an Stelle des großen Mansardendaches ein einfaches Satteldach tritt und die Fassaden der Bedeutung des Bauherrn entsprechend größeren Reichtum aufweisen.

Das großartigste Zeugnis der Zeit Friedrich I., des Königs von Preußen, finden wir im Berliner Schloß selbst gegeben. Keines der Provinzschlösser des Adels und der großen Landbesitzer kann entfernt an die künstlerische Bedeutung dieses Bauwerkes heranreichen, ganz abgesehen von der räumlichen Ausdehnung. Die eingehende Schilderung des Berliner Schlosses darf aber wohl hier entbehrt werden.

An eigentlichen Rokokoarbeiten ist die Mark dagegen arm. Schloß Sanssouci in Potsdam ist wohl der bedeutendste Vertreter dieser Art.

Eine besondere Stellung nehmen überhaupt die Bauten Friedrichs des Großen ein, sowohl seine frühen Schöpfungen wie Rheinsberg, das heute in einer eigentümlich verstümmelten Gestalt erscheint, wie auch besonders die Berliner und die späteren Potsdamer Schlösser, aber auch das ältere, später zum Teil erweiterte Charlottenburger Schloß. Von ihnen hier ausführlich zu handeln, würde den Rahmen dieser Skizze weit überschreiten, wenn es dem Leser etwas Neues bieten sollte. Die Quellen über diese Bauten sind ja zahlreich und leicht zugänglich.

Eine besondere Art der Bautätigkeit entfaltete nachher die Empirezeit. Das schon erwähnte Hakesche Schloß in Klein-Machnow gibt namentlich in seinen außerordentlich reichen und interessanten Malereien im Innern ein wohlerhaltenes Beispiel der Kunst jener Zeit, die mit außerordentlich schlichten äußeren Umrissen ihre Wirkung durch die Vornehmheit und Einfachheit zu erzielen suchte, nachdem das Barock und Rokoko durch wuchtigen oder zierlichen Reichtum die größten Triumphe feierte.

Ähnliche Umrisse wie das Schloß Klein-Machnow zeigt das Schloß Buckow in der Märkischen Schweiz, auch das Freienwalder Schloß klingt an diese Form an, wenn es auch erheblich einfacher gehalten ist.

Eine eigenartige Schwärmerei für mystische Gedankengänge führte zur Zeit Friedrich Wilhelms II. zu Bauten wie dem künstlichen Ruinenbau auf der Pfaueninsel, ferner zur Bereicherung der Parkanlagen in anderen Landschlössern mit ägyptischen und antiquisierenden Tempeln, Pyramiden, Obelisken, Säulen mit Inschriften, die dem sentimentalen Geschmack jener Zeit entsprachen.

Daran schließt sich endlich die antiquisierende Tätigkeit der Schinkelschen Schule und die romantische Richtung, der wir so zahlreiche neugotische Bauten verdanken, von denen das Schloß Babelsberg bei Berlin eines der bekanntesten Beispiele ist, während das Schloß Tegel der ersten Richtung näher steht.

Die Zeit nach den siebziger Jahren endlich brachte eine allgemeine Begeisterung für die deutsche Renaissance, so wie damals diese Formensprache verstanden wurde, und zahlreiche Rittergüter zeigen heute schloßartige Herrenhäuser, die diesem Zeitgeschmack entsprungen sind. Als eines der schönsten Beispiele überhaupt, als eine der glücklichsten Schöpfungen auf diesem Gebiet, namentlich was die äußere Gruppierung anbelangt, darf das Schloß Boitzenburg des Grafen von Arnim bezeichnet werden. Giebel und Turm ragen mit üppigem Reichtum empor und ein hufeisenförmiger Bau, an den sich noch die Flügel eines viereckigen Nebenhofes anschließen, bildet eine Baugruppe von großer künstlerischer Bedeutung, die auch nicht abgeschwächt wird durch die völlige Abwendung des Kunstgeschmacks der neueren Zeit von diesen lebensfreudigen Formen.

An vielen anderen Schlössern mag das Maß des Zulässigen an Formenhäufung überschritten sein, auch das Arbeiten von der Fassade nach innen bei dem Entwurf des Baues zu sehr vorgewogen haben, sicher ist, daß eine spätere Zeit die Tätigkeit dieser Periode dankbarer und gerechter beurteilen wird als wir heute, und ohne Verkennung ihrer Fehler die große Lebenskraft, die in der überquellenden Formenfreude liegt, nach ihrem wahren Werte einschätzen wird, namentlich verglichen mit dem Rückschritt, den in neuerer Zeit die Kunstfertigkeit der Bauleute und Kunsthandwerker durch einen einseitigen Fanatismus der modernen Kunst in der Praxis erlitten hat.

Alle diese Bauten zeugen also immer noch von einer großen Schöpfungskraft; erst der allerneuesten Zeit blieb es vorbehalten, durch fast völlige Negation aller Kunstformen, in erster Linie des Ornamentes, dann aber auch der architektonischen Gliederung, Schloßbauten zu bilden, die wohl den erhöhten Lebensansprüchen, namentlich an Komfort und Bequemlichkeit, im Innern Rechnung tragen, aber neue Gedanken völlig vermissen lassen und sich meist auf ein ziemlich ödes Barock beschränken. Diese Formgebung ist schnell wieder zu Ansehen gekommen, wenn auch die schlichte Größe der oben erwähnten echten Barockbauten selten erreicht wird, nachdem Versuche, mit völlig modernen Formen große Wirkungen zu erzielen, keine allgemein bekannt gewordenen Erfolge gehabt haben.

Es kann zum Schluß gesagt werden, daß der Typus des modernen Schlosses, das wirklich den Ausdruck unserer Zeit mit einer großen künstlerischen Würde verbindet, wie

Schloß Dobrilugk.

sie uns namentlich bei den Schöpfungen der Barockzeit entgegentritt, noch nicht gefunden ist. Der Irrtum, daß eine solche Kunstentwicklung plötzlich unter Abbruch aller früheren Erfahrungen gedeihen kann, hat das gewünschte Ziel, auf diesem Gebiete den Schloßbau des zwanzigsten Jahrhunderts, nicht erreichen lassen. Nur die Vereinigung einer genauen Kenntnis der alten Beispiele bis in ihre feinsten künstlerischen und praktischen Zusammenhänge mit einer genauen Kenntnis der Ansprüche einer großartigen Lebenshaltung moderner Menschen kann die Geburt dieser neuen Kunstübung ermöglichen.

An den vielen Beispielen, die hier andeutungsweise genannt worden sind, ist ferner, obwohl sie nicht entfernt den Reichtum der Mark Brandenburg an Schloßbauten erschöpfen, jedenfalls so viel zu ersehen, daß der bedeutenden Werke genug in unserem eigenen Vaterlande vorhanden sind und daß es verkehrt sein würde, die Vorbilder für unsere Schlösser bei unserem gänzlich anderen Leben und Klima in England zu suchen, wie es neuerdings vielfach gepredigt worden und leider auch geschehen ist.

Der zunehmende Wohlstand aber und das Streben gerade derjenigen Kreise, denen große Mittel zur Verfügung stehen, sich auf dem Lande anzusiedeln und die Zahl der bodenständigen Grundbesitzer zu vermehren, endlich die Möglichkeit, mit den modernen Einzelverkehrsmitteln auch abgelegenere ländliche Besitzungen leicht zu erreichen, deutet darauf hin, daß eine große Entwicklung des modernen Schloßbaues bevorsteht.

Mögen sich ihre Schöpfungen würdig den Werken unserer Väter anschließen.

Werbeblatt

Tafel I. Die Mark Brandenburg

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Wolle, Berlin SW 68

Schloß Rheinsberg

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Lychen

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW. 68

Dollenmühle

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Das Königliche Schloß in Berlin

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Aus der Umgebung von Freienwalde

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Der Pechsee im Grunewald

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 48

Das Stadtschloß in Potsdam

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW. 68

Schloß Wiesenburg

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Sonnenuntergang am Tegelersee bei Velten(Mark)

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Kloster Chorin

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Jagdschloß Königs-Wusterhausen

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Bandburg — Der Dom

Verlagsanstalt für Photographie Carl Weihe, Berlin SW 68

Mädchen aus Zielingen (Bez. Frankfurt a. O.)

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weber, Berlin SW 68

Im Fläming bei Treuenbr.

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weiler, Berlin SW 68

Schloß Sanssouci bei Potsdam

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Wolter, Berlin SW 68

Baumblüte in Werder

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weiss, Berlin SW 68

Frankfurt a. O. — Abendstimmung

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Das große Fenster an der Havel bei Wannsee

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW. 68

Der Bauer bei Freienwalde a. O.

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Templin — Das Mühlentor

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Der Roland in Perleberg

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Selit Heiligengrabe

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

An der Wallfahrtskirche zu Wilsnack (Vordenkfur Gang zur ehemaligen Prüfstenwohnung)

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Schloß Buttenburg

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Marienkirche in Prenzlau

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Wyler, Berlin SW 6

Am Schermützelsee

Verlagsanstalt für Farben-Lichtgraphie Carl Weller, Berlin SW 68

Silli Rosselly

Lagow

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Kloster Zinna

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Wallot, Berlin SW 68

Märkische Schweiz: Schermützsee

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Gehen

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Pfarrkirche St. Marien in Landsberg a. W.

Zechsteinriff bei Rüdersdorf

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW. 68

Markischer Wald

Verlagsanstalt für Kunstphotographie Curt Wilke, Berlin SW 68

Tafel 28. Die Mark Brandenburg

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68

Märkische Heide

Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin SW 68